Nr. 131 — Jahrgang 16 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 8. Juni 1930

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120—, 1 ganze Seite 240 — Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0,60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Deutscher Protest in Warschau

Kein gemeinsames Gutachten über den Grenzzwischenfall in Neuhoefen — Um die Beschaffung von Geheimdokumenten — Die deutsche Note in Warschau überreicht

Berlin. Amtlich wird mitgeteilt: Wie bereits bekanntgegeben wurde, ist es der für die Untersuchung des Grenzzwischenfalles bei Neuhoefen eingesetzten deutsch-polnischen Kommission nicht gelungen, sich über einen gemeinsamen und einheitlichen Bericht an die beiden Regierungen zu einigen. Die deutsche Regierung hat aber von den beiden Gutachten der deutschen und der polnischen Kommissionsmitglieder, sowie von dem gesamten Beweismaterial Kenntnis erhalten. Sie hat dieses Material geprüft und ist dabei zu der Gewißheit gelangt, daß die Darstellung in dem deutschen Gutachten dem Sachverhalt zutreffend wieder gibt.

Danach haben seit dem Herbst v. Js. polnische Grenzschutzbeamte den Versuch gemacht, deutsche Grenzbeamte in Marienwerder zur Aushändigung von Geheimmaterial zu verleiten. Die deutschen Beamten haben es zum Zwecke der wirksamen Bekämpfung solcher Versuche für ihre Pflicht gehalten, sich zum Schein darauf einzulassen. Infolgedessen ist es dazu gekommen, daß am 24. Mai abends zwei polnische Grenzschutzbeamte die deutsche Grenze überschritten und sich zur Empfangnahme des Geheimmaterials in die Paßkontrollbaracke bei Neuhoefen begeben haben. Sie waren selbst mit Revolvern und einer Handgranate bewaffnet und nahmen zu ihrem Schutz bewaffnete Grenzsoldaten bis an die Grenze mit. Als die deutschen Beamten in der Paßkontroll-Baracke zur Verhaftung der beiden polnischen Beamten schreiten wollten, haben diese mit der Waffe in der Hand Widerstand geleistet und dabei einen deutschen Beamten verwundet, der seinerseits einen polnischen Beamten verwundet hat. Der polnische Beamte ist später bedauerlicher Weise seinen Verwundungen erlegen. Fast gleichzeitig mit den Vorgängen in der Baracke haben die erwähnten polnischen Grenzsoldaten die deutsche Grenze überschritten und in Richtung auf das deutsche Gebiet eine Anzahl von Schüssen abgegeben.

Auf Grund dieses Tatbestandes ist der deutsche Gesandte in Warschau beauftragt worden, der polnischen Regierung eine Note zu überreichen, in der wegen der Uebergriffe der polnischen Beamten Protest erhoben wird. Die Note wird alsbald nach ihrer Ueberreichung veröffentlicht werden.



Walter von Molo 50 Jahre alt

Der bekannte Schriftsteller Walter von Molo, Präsident der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste wurde vor 50 Jahren am 14. Juni 1880 in Sternberg in Mähren geboren. In weiteren Kreise wurde Molo durch seinen Schiller-Roman bekannt.

Englands Sorgen vor Moskau

Neue Angriffe gegen die Arbeiterregierung — Die Konservativen gegen Rußland — Eine Erklärung Hendersons

London. Das Unterhaus hat sich am Freitag für die Pfingstferien bis zum Dienstag, den 17. Juni vertagt.

Der letzte Verhandlungstag war einer ausgedehnten Aussprache über die Rußland-Politik der Regierung gewidmet. Der konservative Abgeordnete Sir Locker Lampson wies darauf hin, daß sich das Gewissen Englands dagegen sträube, mit den Vertretern der Sowjetregierung die Hände zu schütteln. Die Konservativen wünschten eine Ausdehnung des Handels Englands, aber sie lehnten die Duldung des Mißbrauches der Gastfreundschaft Englands durch Sowjetvertreter ab. Die Zulassung der Russen habe zu einer Vermehrung der industriellen Schwierigkeiten in Groß-Britannien geführt und die krassen Gegensätze im ganzen britischen Weltreich vermehrt. Auf den englischen Vizekönig in Indien sei zum ersten Male innerhalb einer Generation wieder ein Anschlag verübt worden. Der russische Staat sei nicht auf Recht, sondern auf Unrecht aufgebaut.

Sodann äußerten sich noch der frühere Außenminister Chamberlain und Henderson.

Im Verlauf der Aussprache über die Rußlandpolitik der englischen Regierung im Unterhaus bezeichnete der frühere Außenminister Chamberlain die Unterzeichnung des ersten Abkommens mit der Sowjetunion, die Sowjetrußland zusätzliche Vorteile gegeben habe, obwohl es mit seinen Verpflichtungen im Rückstand geblieben sei, als eine Unbesonnenheit. Noch unbesonnener sei es von der zweiten Arbeiterregierung gewesen, die russische Regierung anzuerkennen, obwohl diese ihre Haltung nicht geändert habe und einen Vertrag mit Rußland abzuschließen, bei dessen Unterzeichnung man gewußt habe, daß er von den Russen anders ausgelegt werden werde.

Außenminister Henderson beschränkte sich in seiner Antwort darauf hinzuweisen, daß die Lage hinsichtlich der russischen Propaganda ohne einen Vertrag nicht besser gewesen wäre. Der Vertrag stellte keine Sicherheit gegen die Sowjetpropaganda dar, ein Vorteil liege aber in den Aufträgen, die bereits an die englische Industrie ergangen seien und die sich in den nächsten Monaten noch vermehren würden.



Zur Neubildung der engl. Regierung

Vernon Hartshorn, der neue Groß-Siegelbewahrer und Minister zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in England. Hartshorn tritt an die Stelle von Thomas, der Minister für die Dominien wurde.

Italien und Polen

Rom. Am Vorabend der Reise des italienischen Außenministers Grandi nach Warschau zur Erwiderung des vor zwei Jahren erfolgten Besuches Zaleskis bei Mussolina weist die „Tribuna“ auf die guten italienisch-polnischen Beziehungen hin, die seit Jahrhunderten zwischen beiden Völkern beständen. Der italienisch-polnische Handelsvertrag vom Mai 1922 sei einer der ersten Verträge gewesen, den das neuerstandene Polenreich abgeschlossen habe. Der Besuch Grandis, meint das Blatt, gelte außer der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen beider Länder auch der Schaffung einer besonders günstigen Atmosphäre zur Weiterentwicklung der wirtschaftlichen Kräfte und der gegenseitigen Handelsbeziehungen.

Pfingstgeist?

Die christlichen Heilskünder einer besseren Zukunft nach diesen irdischen Leiden haben es besser, ihre Schäflein und Gläubigen zu beruhigen, als die Realisten, die schon das jetzige Dasein glücklicher zu gestalten bemüht sind. Aber auch sie müssen die Feste feiern, wie sie fallen, selbst in Erkenntnis dessen, daß es sich bloß um althergebrachte heidnische Traditionen handelt, um Legenden, die das Christentum zu seiner Propaganda ausgestaltet hat, übernehmen mußte, wenn es seinen Schäflein mehr, als nur Versprechungen bieten wollte. Und so feiern wir alljährlich das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes, der aber in unserem realen politischen Leben alles andere, nur nicht die Heiligkeit selbst erkennen läßt. Hier im Raum stoßen sich hart die Dinge und die Kirche, die ein besseres Dasein nach dem Tode verkündigt, sie sucht nicht etwa allein Anschluß beim himmlischen Vater, sondern mehr bei den irdischen Götzen, die da Geld, Ruhm und Macht zu verleihen haben. Und sie hat auch nie eine Auswahl in den Mitteln gesucht, sondern sich dort angeschlossen, wo bessere Vorteile gewinkt haben. Sie hat die Waffen gesegnet und mit Mördern Frieden geschlossen, wenn es die Zeitverhältnisse erforderten. Gegen die Armen und Unterdrückten, die von Mühsal Bedrohten, hatte sie immer strenges Richteramt, wenn sie es wagten, gegen die Mächtigen dieser Erde aufzumucken und sie ist selbstverständlich Gegnerin der sozialistischen Bewegung, die diesen Massen den Weg aus Not und Elend zu einem besseren Dasein zeigen will. Gegen diese sozialistische Bewegung führt sie den heftigsten Kampf und schützt den Ausbeuter Kapitalismus, in dessen Dienst sie sich stets gestellt hat. Denn wer Knecht ist, soll Knecht bleiben und jede Gewalt geht von Gott aus, ohne dessen Willen nicht ein Haar vom Kopfe fällt. Ob Recht oder Unrecht, es ist alles Gottes Fügung und wer sich gegen diese Anschauung aufbäumt, der wird auf den Grund der Hölle verdammt!

Als der „Heilige Geist“ in Form flammender Zungen nach der Himmelfahrt Christi seinen Aposteln erschien, um dem Wirrwarr seit Babel ein Ende zu machen und sie in die Welt zu schicken, wo sie das neue Evangelium der Erlösung verkünden sollten, dachten wohl die Legendenschreiber nicht daran, daß ihre Lehre die Vorbotin der sozialistischen Bewegung sein wird. Und darum zerstreuten sie sich und sprachen in verschiedenen Zungen, damals, allerdings, als die Heilskünder der Unterdrückten und Armen, und mußten auch Opfer tragen und Verbannung erleiden, sie waren den damals Mächtigen der Welt keine bequemen Weggenossen und man kreuzigte sie und verbrannte sie und verdammte ihre Lehren. Und seinerzeit hatten es die Menschen noch einfacher, sie kannten keinen Kapitalismus und Industrialismus und es gab genügend Brot für alle. In unserer Zeit würden die Apostel Christi allein der sozialistischen Bewegung dienen, denn sie ist die Künderin der wahren Nächstenliebe und will die Gleichheit aller, was Menschenantlitz trägt. Und darum feiern wir auch das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes auf unsere Art, indem die Gegensätze aufgezeigt werden, zwischen Schein und Wirklichkeit. Und wir sehen es am besten während der Wahlzeiten, wie da die christlichen Weltverbesserer alle Anleihen beim verhaßten Sozialismus machen, um nur ihre Schäflein bei Versprechungen am Band zu halten. Aber sonst ist ihnen nicht das Volk, sondern ihr Klassenvorteil die Hauptsache und sie finden es als gerecht, wenn Direktoren tausende und aber tausende von Zloty als Gehälter aus der Arbeiterklasse herauspressen, denen darf nichts beschnitten werden, und sie finden es als selbstverständlich, daß die Arbeitslosen mit den wenigen Groschen als Unterstützung auskommen müssen, denn so will es der allmächtige Gott, der da lohnt und straft die Gerechten und Ungerechten.

Freilich kann der Sozialismus den aufstrebenden Klassen nicht das geben, was er ihnen verkündigt, denn auch sie wollen nicht seiner Lehre folgen und sich ihrer Feinde wehren, denn sie sind es selbst, die sich ihre Klassenfeinde im modernen Staat als politische Vertreter wählen. „Bete und arbeite“ ist ein Gebot der Kirche, und selbst, wenn sie sich von den Mühen des harten Alltages erholen sollen, dann sagt man ihnen nicht, greife zur politischen Lektüre, sondern drückt ihm das Gebetbuch in die Hand, damit er nicht wisse, wie er betrogen wird. Die aufstrebende Arbeiterbewegung war es, die die breiten Arbeitermassen die politische Waffe, das Wahlrecht, die Massen handhaben lernte, leider verstehen sie es nicht, dies auch zu ihrem Vorteil zu benutzen. Die Kirche stellte sich willig in den Dienst des politischen Tagesgeschäftes, denn die weiß, daß es besser ist,

schon diesem Herrn auf der Erde zu dienen, als sich allein auf die himmlischen Güter zu verlassen. Und darum ist auch der Sozialismus nicht Feind der Religion, sondern er will sie von politischen Geschäftemachereien bereinigen, will verhindern, daß sich die Kirche in den kapitalistischen Betrug als Schützerin hineinmischt. Und so lange keine Trennung zwischen Kirche und Staat vollzogen ist, so lange wird die Religion nichts anderes, als der Machtwille der politischen Machthaber sein. Freilich muß sie sich auch gegen Auswüchse dieser Macht wehren, aber sie wird reichlich bei anderer Gelegenheit entschädigt. Und darum rufen wir am Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes den Massen zu: Erkennt eure Macht und benutzt die politische Waffe, um selbst die Macht zu erobern, die allein den sozialistischen Gedanken verwirklichen kann!

Die Kirche sendet ihre Jünger hinaus, damit sie ihre Lehren verkündigt und ihr neue Anhänger schafft. Auch wir Sozialisten müssen jeder einzelne, soviel er kann, versuchen, noch neue Jünger für unsere Idee zu gewinnen. Die letzten Wahlen haben es gezeigt, daß die Massen noch immer falschen Propheten nachlaufen, weil sie es eben noch nicht verstanden haben, ihr eigenes Glück sich selbst zu bereiten. Wenn es nach den Lehren der Kirche ginge, die da den Pfingstgeist verkündigt, da würden die Proleten noch heute 10 bis 16 Stunden schuften müssen, es gäbe keinen Arbeiterschutz und keine politische Freiheit, es gäbe nur eine christliche Botschaft: Wer Knecht ist, der muß Knecht bleiben! — Wenn die Kirchendiener später so manche sozialistische Forderung unterstützten, dann nur, weil sie um ihre Schäflein besorgt waren, ihnen etwas bieten mußten und noch heute predigen sie die Duselei von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, suchen Ausgleiche dort, wo es nur eine Entscheidung geben kann. Fort mit dem Kapitalismus und seinen Helfern in Kirche und Staat! So, wie die Apostel einmal gegen die Mächtigen der Erde auftreten mußten, so müssen die sozialistischen Anhänger ihre Idee in die breiten Massen pflanzen, durch die allein die wirtschaftliche und soziale Befreiung kommen kann. Nicht Gewalt predigen wir gegen die Mächtigen, sondern die Waffe der Politik, die man handhaben muß, wie sie heute gegen die Mehrheit der Bevölkerung betrieben wird.

Der Aufstieg der Arbeiterklasse in den westeuropäischen Ländern sollte auch uns als Beispiel dienen, wo die Kirche gebührend in die Schranken zurückverwiesen ist, dank des Einflusses der Arbeiterschaft. Aber dort, wo sie sich ans politische Ruder setzt, da ist sie die Helferin der Reaktion, wie wir dies am deutlichsten jetzt in Deutschland sehen können, wo man als einziges Hilfsmittel Abbau der Löhne propagiert, aber nicht daran denkt, die Besitzenden schärfer zur Steuer heranzuziehen. Der heutige Pfingstgeist ist der Geist der Reaktion, der Geist des Krieges, der Geist des Kapitalismus und der Ausbeutung. Wir wollen einen Pfingstgeist der sozialen und wirtschaftlichen Befreiung, der Anteilnahme an der politischen Macht. Wie einst die Apostel Christi hinausgingen in alle Welt, um das neue Heil zu verkünden, so muß es auch Gebot der aufstrebenden Arbeitermassen sein, sich um die Apostel des Sozialismus zu scharen, ihm immer neue Jünger zuzuführen, sich selbst und seinen Angehörigen eine bessere Zukunft vorzubereiten. Aber nicht erst nach dem Tode, sondern schon heute und morgen, nicht jenseits der Wolken, sondern auf dieser Erde. Das sind unsere Pfingstwünsche und die Arbeitermassen können es, wenn sie es selbst wollen, wenn sie sich über ihr irdisches Sein selbst Rechenschaft ablegen. Darum wird ein froher Pfingstgeist den breiten Massen erst zuteil, wenn sie sich um das sozialistische Banner geschart haben. Denn unser ist die Zukunft, unser die politische Macht, wenn wir es selbst wollen.

—U.

Dem Verein für das Deutschtum im Ausland!

Dem Verein für das Deutschtum im Ausland sende ich zu seiner Salzburger Jubiläumstagung die besten Wünsche für eine weitere erfolgreiche Arbeit zum Schutze der deutschen Kultur im Ausland. 50 Jahre sind nun verflossen, seit in Wien des vom Nationalitätenhader zerrissenen Habsburger Reiches der Anstoß zu dieser Arbeit durch die Gründung des Wiener Schulvereins erfolgte. Ich habe zu Engelbert Pernerstorfer und Viktor Adler, die 1880 als Studenten zur Gründung dieses Vereins mit beitrugen, in späteren Jahrzehnten die freundschaftlichsten Beziehungen gehabt. Sie konnten ihr warmes Interesse für die deutsche Kulturarbeit auch im Rahmen der Schutzbewegung betätigen, weil eine erfolgreiche Arbeit verlangt, daß in dieser Bewegung aller parteipolitische Hader zu schweigen hat. Wenn der Verein für das Deutschtum im Ausland die kulturellen Beziehungen zu allen Deutschen auf dem Boden des deutschen Volksstaates in Deutschland und Oesterreich weiterhin so pflegen wird, wie das nach dem Ausgang des Krieges und dem Inhalt der Pariser Vorortverträge noch viel notwendiger ist als vor dem Weltkrieg, so wird die deutsche Schutzarbeit in immer stärkerem Maße ihre Pflegestätte in einem wahren Volksverein finden.

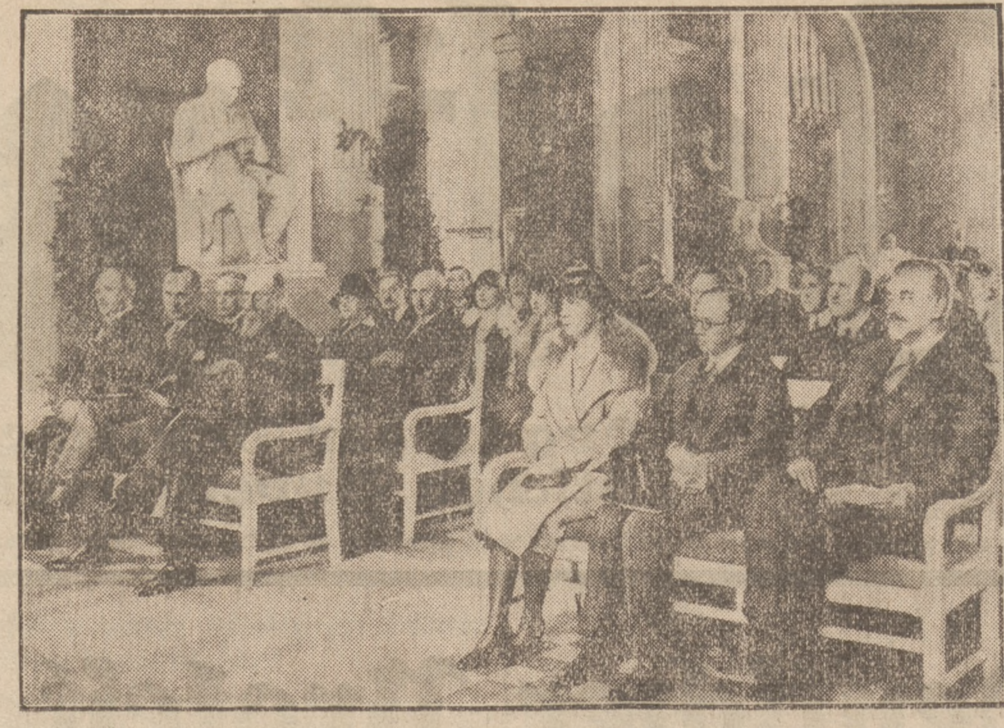
Hermann Müller-Franken
M. d. R., Reichskanzler a. D.



Die Universitätstragödie in Cambridge

Links: der Student Potts; rechts: der erschossene Professor. Der 19jährige Student Douglas N. Potts von der Universität Cambridge in England sollte von der Polizei wegen eines verdächtigen Vorkommnisses verhört werden. Aus Angst vor diesem Verhör erschoß er den Professor A. F. Wollaston, einen bekannten Forscher, der das Verhör beantragt hatte, verletzte schwer einen Detektiv und erschoß schließlich sich selbst.

Die Eröffnung der Nürnberg-Ausstellung in Kopenhagen



die unsern nordischen Nachbarn die Kenntnis von Kunst und Kunstgewerbe der Stadt Nürnberg übermitteln soll. — Von rechts nach links: der Oberbürgermeister von Nürnberg, Dr. Luppe — der deutsche Gesandte in Kopenhagen, Freiherr von Richthofen — Freifrau von Richthofen — der dänische Ministerpräsident Stauning (Sozialist).

Frankreichs Kolonial-Greuel

Schwere Angriffe in der französischen Kammer

Paris. In der französischen Kammer schrieb am Freitag der Sozialist Moutet der französischen Kolonialpolitik in Indochina die alleinige Schuld an den dortigen bedauerlichen Ereignissen im letzten Monat zu. Die letzten Ereignisse hätten deutlich gezeigt, daß Frankreich eine systematische Erpreßungspolitik betreibe. Man dürfe sich nicht wundern, wenn man auf Terror mit Terror antworte. In einer Sitzung von 10 Stunden habe man nicht weniger als 87 Angeklagte verurteilt, darunter 10 zum Tode und eine große Anzahl zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Der Redner wandte sich sodann gegen die systematischen Zerstörungen der Dörfer, die man verdächtigte Aufständischen Zuflucht gegeben zu haben. Bei der Bombardierung eines Dorfes durch Flugzeuge seien 21 Tote zu beklagen gewesen, darunter 5 Frauen und 6 Kinder. Die Ereignisse spielten sich stets in derselben Weise ab: **Ruhiger Aufmarsch mehrerer hundert unbewaffneter Kundgeber, polizeiliche Aufforderung sich zu zerstreuen und Gewehrsalven von seiten der Polizeibeamten.** Es sei an der Zeit, auch den intellektuellen Eingeborenen die Möglichkeit zu geben, an der **politischen Führung ihres Landes mitzuwirken.**

Der Rechtsradikale Abgeordnete Taittinger vertrat die Auffassung, daß die Ereignisse in Indochina vorbereitet seien. Die Wurzel allen Uebels liege jedoch in der Unterrichtsfrage. Er verlange die Verstärkung der Truppen in Indochina. Er gab zu, daß die französische Gerichtsbarkeit im fernen Osten nicht unanfechtbar sei.

Macdonalds Weißbuch über den Kanaltunnelbau

London. Das von Macdonald angekündigte Weißbuch, das Einzelheiten über den Beschluß der Regierung gegen den Kanaltunnelbauplan enthält, ist am Freitag veröffentlicht worden. Die Gründe der Regierung sind sowohl wirtschaftlicher als auch militärischer Art und werden in 5 Punkte zusammen gefaßt:

1. Zweifel über die Ausführbarkeit des Planes,
2. finanzielle Bedenken gegen den Plan (der Tunnelbau allein würde schätzungsweise 30,6 Millionen Pfund kosten),
3. die hohen Spesen für Stationen, Lokomotiven usw.,
4. Lange unverzinsliche Investierungen, da die ersten Erträgnisse nicht früher als in 10 Jahren zu erwarten wären,
5. geringe Bedeutung für eine Verminderung der Arbeitslosigkeit, da an dem Bau in den ersten 5 Jahren nur etwa 1 000 und in den darauf folgenden drei Jahren etwa 6 500 Personen beschäftigt werden könnten.

Nach Ansicht des Reichsverteidigungsausschusses sei kein einziger Grund für die Ausführung des Planes zu finden. Militärische Rücksichten würden eine Verlegung des Tunneleinganges von der Küste nach dem Innern des Landes erfordern, was die Spesen weiter erhöhen würde. Das für die Verteidigung des Tunnels notwendige Kapital wird auf 1—2 Millionen Pfund geschätzt.

Um Paneuropa

Berlin. Wie nach einer Meldung der DAZ aus Wien verlautet, soll die österreichische Regierung die Absicht hegen, das Paneuropa-Memorandum Briands erst nach einer Fühlungnahme mit der deutschen Regierung zu beantworten. In politischen Kreisen hält man es für ausgeschlossen, daß in einer Angelegenheit von solcher Tragweite wie es das Paneuropaproblem ist, die beiden Regierungen ohne vorherige Verständigung mit einander vorgehen.

Beschlüsse der Tagung der Völkerbundsligen

Genf. Die Konferenz der Völkerbundsligen nahm am Freitag einen vom Wirtschaftsausschuß bereits am vormittag genehmigten deutschen Antrag mit großer Mehrheit trotz Widerspruchs des polnischen Vertreters an, durch den die Regierungen zur Ratifizierung des internationalen Handelsabkommens über die einjährige Verlängerung der Handelsverträge sowie des internationalen Abkommens über die Beseitigung der Aus- und Einfuhrbeschränkungen aufgefordert werden. Die Konferenz beschloß weiter, einen Ausschuß zur Beratung der Paneuropavorschläge Briands einzusetzen, der zunächst dem Generalrat der Völkerbundsligen im Herbst einen Bericht erstatten soll. Angenommen wurde sodann ein Antrag, durch den der Völkerbund und das internationale Arbeitsamt aufgefordert werden, eine Sonderkonferenz zur Beratung der Arbeitslosenfrage einzuberufen.

Niederlage der belgischen Regierung

Brüssel. Die Regierung erlitt am Donnerstag bei der Behandlung des Steuergesetzes in der Kammer drei empfindliche Niederlagen. Gegen ihren Widerstand wurden drei Abänderungsanträge, die eine Erhöhung der Nachlaßsteuer für große Vermögen vorsehen, von den Sozialisten, einigen Liberalen und christlichen Demokraten angenommen. Die Abstimmungen, die einen großen Erfolg für die Sozialisten bedeuten, haben in Regierungskreisen große Bestürzung hervorgerufen. Die Regierung erklärt, an allen ursprünglichen Vorschlägen festhalten zu wollen. Falls die Abänderungsvorschläge auch in dritter Lesung angenommen werden sollten, werde mindestens der Finanzminister zurücktreten.

Der Parteitag der Sowjetunion vertagt

Kowno. Nach Moskauer Meldungen hat Stalin am Freitag amtlich bekannt gegeben, daß der Parteitag der kommunistischen Partei der gesamten Sowjetunion vertagt wird. Der Parteitag, der am 15. Juni stattfinden sollte, wird jetzt voraussichtlich am 25. Juni abgehalten werden. Die Gründe zur Vertagung seien angeblich in einem Gesuch verschiedener Parteiverbände zu suchen, andererseits sollen sie im Zusammenhang mit den starken Auseinandersetzungen zwischen Stalin und dem Politbüro stehen. Es scheint auch nicht ausgeschlossen zu sein, daß Stalin Zeit gewinnen will, um mehrere bedeutende Mitglieder des Politbüros sowie die Witwe Lenins, Frau Krupskaja auf seine Seite zu ziehen.

Vormarsch der nordchinesischen Truppen

Peking. Das Hauptquartier des Generals Jensischan teilt mit, daß die Vorposten der nordchinesischen Armee nur noch 49 Kilometer von Tsinanfu sich befinden. Die nordchinesische Artillerie hat die Vorstädte bereits beschossen, wodurch mehr als 1 000 Häuser zerstört und mehrere Hundert chinesische Bürger getötet wurden. Wie weiter gemeldet wird, ist die Lage der chinesischen Regierungstruppen in Hankau so kritisch, daß die Stadt voraussichtlich geräumt werden wird.

Sechs Mitglieder des Bombayer Kriegsrates verhaftet

London. Die Polizei im Bombay hat am Freitag eine Haussuchung in dem Hauptquartier des Nationalkongresses, dem Sitz der Leitung des zivilen Ungehorsamkeitsfeldzuges, vorgenommen. Sechs Mitglieder des sogenannten Kriegsrates wurden verhaftet.



Jules Pascin †

Der Pariser Maler Jules Pascin — ein gebürtiger Bulgare, der eigentlich Julius Pincas heißt — hat im Alter von 44 Jahren durch Erhängen seinem Leben ein Ende gemacht. Mit Pascin, der als ein Nachfolger von Renoir galt, hat Paris einen seiner begabtesten und interessantesten Maler verloren.

Polnisch-Schlesien

Erleuchtung und Verständigung

Die Pfingstfeiertage unterscheiden sich von allen anderen kirchlichen Feiertagen dadurch, daß sie als Feiertage der „Erleuchtung" und „Verständigung" bezeichnet werden. Alle, die sich da Christen nennen, werden wissen, wie das kam. Das war nämlich vor 1930 Jahren gewesen, als sich die Apostel zu einer Beratung eingefunden haben. Das kam ganz plötzlich, ohne, daß sie es wußten, was los ist. Der Himmel öffnete sich und hoch in den Lüften schwebte eine Taube, der heilige Geist, der die Erleuchtung vollzogen hat. Als sich die Apostel gegenseitig ansahen, was das zu bedeuten habe, sahen sie über ihren Häupten kleine Lichtflämmchen leuchten und mit einem Male verstanden sie alle Weltsprachen.

Das geschah, wie bereits gesagt, vor 1930 Jahren, denn damals passierten noch recht viele solche Wunder, die uns die Kirche so schön zu erzählen weiß. Freilich glauben wir daran, aber wir erwarten kein Wunder, weshalb diejenigen, die vermögende Eltern haben, hohe Schulen besuchen, um fremde Sprachen zu erlernen. Wir armen Proleten hingegen sind froh, daß wir die Muttersprache halbwegs beherrschen, die uns immer gegönnt wird. Uns will der heilige Geist nicht beleuchten, denn er hat mit den Besitzenden genügend zu tun. Ueber ihren Häuptern leuchtet ein Goldflämmchen, das ungefähr dieselben Dienste leistet, wie die Lichtflamme vor 1930 Jahren, die über den Häuptern der hl. Apostel erschien.

Morgen werden wir das Fest der „Erleuchtung" und Verständigung feiern und zu „Erleuchten" und „Verständigen" ist bei uns recht viel. Betrachten wir ein wenig das politische Leben in unserer engeren Heimat und wir werden sehen, daß der heilige Geist hier viel zu tun hat, wenn alles gründlich „erleuchtet" werden soll. Da haben wir zuerst die Westmärkler und unsere Freunde vom Aufständischenverband. Gewiß halten sie sich für „erleuchtet", aber das sind sie nicht, dazu fehlt ihnen noch eine reichliche Portion. Mit ihren Kampfesmethoden stecken sie noch tief im Mittelalter, ihre „Welttäuschung" beschränken sich auf einen schmalen Landsteich unserer engeren Heimat und jeder, der die deutsche Sprache spricht, ist ihnen verhaßt, selbst, wenn er ein Sozialist ist. Selbst kranke Frauen unserer Parteigenossen sind „Feinde", werden in der Nacht überfallen und „vernichtet". Bei dieser Sorte von Christen würde der hl. Geist viel Mühe haben, bis er sie „erleuchtet" und ihnen die Verständigung beigebracht hat. Sie haben harte Köpfe, genauso wie die Gipsfiguren und da müßte schon eine große Feuerflamme über diese Schädel kommen, wenn dort die „Verständigung" Einkehr halten sollte. Bis zwischen Dr. Pawelec und beispielsweise einem Ulitz, eine „Verständigung" möglich sein wird, da werden noch etliche Pfingstfeiertage vergehen und der hl. Geist wird seine Flämmchen noch sehr oft über deren Häupter anzünden müssen, denn anders ist das gar nicht möglich.

Es könnte gar nichts schaden, wenn es morgen über den Häuptern aller schlesischen Sanatoren aufleuchten möchte, denn dort scheint noch manches zu fehlen. Selbstverständlich schließen wir dabei den Sanacja-Sejmklub nicht aus, denn er hat von dem göttlichen Licht wirklich nicht zu viel, damit er im Sejm nicht mit Anträgen herausrückt, die er im Stillen beim grünen Tisch sehr bequem, unter vier Augen, erledigen kann. Dann müßte wennigstens einem, vielleicht dem Dr. Pawelec, eine große Lampe über dem Haupte angezündet werden, damit er sich seinem Todfeinde, Korfanty, gegenüberstellen kann. Diese fehlt ihm dringend über dem Haupte, denn bei der Galle scheint schon ein Flämmchen geleuchtet zu haben und zwar gründlich, weil sie sich bei jedem Anlasse sofort ergießt und dann hat der Sejmmarschall unnötige Arbeit damit.

Ueber dem Haupte Korfanty scheint schon ein ziemlich großes Flämmlein geleuchtet zu haben, das aber ziemlich grell gewesen zu sein scheint. Dem brauchen wir also kein zweites mehr zu wünschen, denn sonst wird niemand mit ihm fertig. Dafür wünschen wir ihm ein Flämmchen auf den Weg nach Warschau. Dort ist wirklich noch sehr viel zu schaffen.

Die Kommunisten hatten schon ihr Flämmlein weg, aber leider leuchtete es bei ihnen nicht an der richtigen Stelle. Das Flämmlein hat nicht das richtige Haupt erwischt und leuchtete von der verkehrten Seite, daher gebrauchen sie immer die verkehrten Töne, die mit „rrr..." anfangen und recht unangenehm berühren. Ihnen ist nicht mehr zu helfen, es sei denn, daß das Flämmchen noch vielleicht durch ein Wunder in die Höhe hinauf steigt.

Einem Herrn Professor von der Minderheit, könnte ein Flämmchen auch gute Dienste erweisen, damit er begreift, daß neben ihm auch noch andere da sind, die ebenfalls das Recht haben, ihr Dasein zu fristen. Die Reichweite seiner Ellenbogen hat an Ausdehnung etwas zu viel gewonnen und für die anderen wäre eine kleine Einengung nur von Nutzen und für die Sache selbst auch.

Zu „erleuchten" ist bei uns noch recht viel, und wir fürchten, daß der hl. Geist mit seiner Arbeit kaum in den zwei Pfingstfeiertagen fertig sein wird. Er müßte sonst eine Massenarbeit verrichten, aber nach unserem Dafürhalten, ist man dort oben noch nicht so weit und weiß von einer „Rationalisierung" der Arbeit noch nichts. Das verstehen nur unsere Generaldirektoren, die in dieser Hinsicht schon genug „erleuchtet" sind, nur weiß man nicht recht, durch wen, denn solche Weisheiten kommen sicherlich nicht von dem heiligen Geist.

Pfingststimmung im Schlesischen Sejm

Der vorsichtige Seniorenkonvent — Eine Sitzungsdauer von 28 Minuten — Nur keine Debatte der Kommunisten — Wenn die Behörden nicht wissen, was sie wissen — Um die Zuteilung der Eisenbahn Teschen—Schlesiens an die Kattowitzer Eisenbahndirektion — Neue Massenanträge für die kommende Sitzung

Es war vorauszusehen, daß unsere Abgeordneten wenig Lust verspüren werden, sich das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes durch eine geisttötende Debatte verleiden zu lassen. Und schon, bevor der Seniorenkonvent zusammentrat, konnte man hören, daß die Sitzung nicht von langer Dauer sein wird. Als gegen 10½ Uhr der stellvertretende Vizemarschall Roguszak die Sitzung eröffnete und nacheinander die zahlreichen Formalitäten erledigte, wurde als der wichtigste Punkt der Freitagsitzung die

Bildung der Kommissionen

betrachtet. Der Marschall bat die Klubvorsitzenden, daß sie die Mitglieder der einzelnen Kommissionen noch bald nach der Sitzung benennen, damit der Marschall sie seinerseits schon für ihre Konstituierung am Mittwoch einladen kann, wo auch die Referate verteilt werden. Man nahm diese Proposition an, da ja der Sejm nicht weiter arbeiten kann, wenn die den Kommissionen überwiesenen Materialien nicht weiter bearbeitet werden. Zu diesem Punkte herrschte vollkommene Einigkeit. Hierauf verlas der Marschall 20 Punkte der Tagesordnung und teilte mit, daß diese Fragen samt und sonders in die Budget- und Rechtskommission, sowie in die Sozial- und Agrarkommission überwiesen werden, was auch ohne Debatte angenommen wurde, wie es vorsichtigerweise im Seniorenkonvent beschlossen worden ist. Es herrschte eben nach den zwei ersten Sitzungen keine richtige Redelust und auch das Interesse der Galerie war, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die kommenden Feiertage, nur gering.

Zu persönlichen Bemerkungen erklärte Genosse Adamek, daß er sich energisch gegen die Art der Behandlung des Sejms durch die einzelnen Wojewodschaftsreferenten wenden müsse. An der letzten Sitzung des Sejms wurde erklärt, daß die Frage der Zahlung der Renten an die Reservisten, als auch die Frage der Unterstützung der Arbeitslosen aus dem deutschen Teil Oberschlesiens bereits erledigt sind. Es stellt sich nun heraus, daß weder die Arbeitslosenämter noch die Starosteien etwas davon wissen und die fraglichen Unterstützungen werden nicht gezahlt. Man darf doch von den Behörden erwarten, daß Zusagen, die sie machen, auch den Tatsachen entsprechen. Es ist eine Nichtachtung des Sejms, wenn solche Dinge vorkommen, die nicht nur Mißtrauen gegen den Sejm selbst, sondern gegen die Abgeordneten erwecken müssen. Für die Zukunft muß sich der Sejm eine solche Berichterstattung auf das Entschiedenste verbieten.

Zweimal betrat nun der Wojewodschaftsvertreter Urbanowicz die Sejmtribüne, um zu erklären, daß seitens der Wojewodschaft alles getan wurde, und daß die Aemter bereits zur Zahlung Anweisung haben, doch scheine die Sache an den Ausführungsbestimmungen zu scheitern. Diese Beruhigung genügt indessen nicht, denn faktisch wird nicht gezahlt und das ist doch die Hauptsache. Schließlich wurde seitens des Referenten zugegeben, daß man die Angelegenheit energischer in Hand nehmen wird.

Als der Kommunist Wieczorek sich zur Frage zu Wort meldete, forderte Korfanty das Wort zur Geschäftsordnung, stellte den Schlußantrag zur Debatte, um zu verhindern, daß über diesen Punkt weiter diskutiert wird. Mit Ausnahme der Sozialisten stimmte der Sejm für Schluß der Debatte, so daß man die schöne Agitationsrede des Kommunisten vermissen mußte. Fast schien es, daß die bürgerlichen Parteien keine rechte Lust verspüren, sich von Wieczorek ein wenig in Radikalismus belehren zu lassen oder erweckte es den Eindruck, daß der Herr und Meister des Schlesischen Sejms nicht die rechte Begeisterung hatte, ein wenig Reden zu schwingen? Es ist ja auch vor der Ausgießung des heiligen Geistes gewesen!

Damit war auch eigentlich die Tagesordnung erschöpft und nun begann der Schriftführer die eingegangenen Anträge zu verlesen, von denen wieder der Korfantyklub eine Anzahl eingebracht hatte.

Die Sozialisten brachten durch Machej und Genossen einen Antrag ein, daß der Wojewode Schritte unternehmen möge, um die Verschmelzung des Eisenbahnnetzes von Teschen-Schlesien, welches heute von Krakau aus verwaltet wird, mit der Kattowitzer Eisenbahndirektion herbeizuführen.

Die einzelnen Anträge werden auf die Tagesordnung der kommenden Sitzung am 13. Juni, nachm. 4 Uhr, gesetzt.

Damit war die Tagesordnung beendet und gegen 11 Uhr wurde die Sitzung mit einem frohen Pfingstwunsch durch den Sejmmarschall geschlossen.

*

Die Sozialisten sind in folgenden Kommissionen durch ihre Abgeordneten vertreten:

Administrationskommission: Gen. Caspari.
Budegt- und Finanzkommission: Gen. Machej.
Geschäftsordnungskommission: Gen. Machej.
Schulkommission: Gen. Caspari.
Sozialkommission: Gen. Adamek.
Rechtskommission: Gen. Dr. Glücksmann.
Wahlprüfungskommission: Gen. Dr. Glücksmann.
Petitionskommission: Gen. Motyka.
Landwirtschaftskommission: Gen. Motyka.

Die Pfingstfeiertagshoffnungen der schlesischen Arbeiterklasse

Hoffnungen auf eine Besserung — Wann wird die Bautätigkeit einsetzen? — Die erwartete Sejmhilfe Keine Auszahlung der höheren Unterstützungssätze — Sozialer Ausgleich

Alle Feiertage, und zu diesen gehören besonders die Pfingstfeiertage, erwecken in dem Menschen gewisse Hoffnungen. Man wartet auf etwas Bevorstehendes, etwas Unbekanntes, das da kommen soll. Was die schlesischen Arbeiter erwarten, ist allgemein bekannt. Sie erwarten Arbeit und wollen die Sorge um das tägliche Brot loswerden. 35 000 Arbeiter, fast durchwegs Familienernährer, stehen auf der Straße und erkundigen sich täglich, ob man ihre Arbeitskraft nicht ausbeuten will. Sie haben vor den Osterfeiertagen eine stille Hoffnung gehegt, daß vielleicht nach den Osterfeiertagen sich Arbeitsgelegenheit bieten wird. Werden doch in dieser Zeit die Bau- und Erdarbeiten in Angriff genommen und ihre Hoffnungen müßten nicht getäuscht haben. Aber die Enttäuschung blieb nicht aus, denn nach den Osterfeiertagen blieb es so wie vor den Feiertagen. Keine größeren Arbeiten wurden in Angriff genommen, dafür aber haben die Industriebetriebe wiederum die Tore geöffnet und einen weiteren Schub Arbeiter auf die Straße gesetzt.

Nun sind die Pfingstfeiertage da und wenn jetzt keine Saisonarbeiten in Angriff genommen werden, dann ist es aus mit der ganzen Herrlichkeit, dann muß jede Hoffnung auf die Inangriffnahme der Saisonarbeiten fahren gelassen werden. Daher hoffen unsere Arbeiter auf die Pfingstfeiertage und diese Hoffnungen scheinen zum Teil begründet zu sein. Die polnische Presse bringt die Meldung über die Schaffung eines hohen Baufundus, einer inneren Kreditanleihe für Bauzwecke, in Höhe von 50 Millionen Zloty. Die Anleihe wurde ausgelegt, und das Geld soll schon beisammen sein. Die Regierung spricht auch von Bereitstellung hoher Beträge für Bauzwecke durch die Versicherungsanstalten in Polen. Auch die Königshütter Versicherungsanstalt will mehrere Millionen Zloty für Bauzwecke bereitstellen. Geredet wird viel, nur sieht man das Geld noch nicht. Endlich müßte doch ernst damit werden, denn die Zeit wartet nicht. Die Pfingstfeiertage kündigen den Sommer an und wenn jetzt nicht angefangen wird, dann ist die Bausaison vorüber und damit auch die Hoffnungen der Arbeitslosen auf Arbeit.

Die Hoffnungen der schlesischen Arbeiter auf die Pfingstfeiertage sind noch deshalb begründet, weil vor den Pfingstfeiertagen der Schlesische Sejm zusammengetreten ist. Es ist das zwar kein Arbeitersejm, kein sozialistischer Sejm, aber selbst der kapitalistisch-klerikale Sejm kann über die Notlage der Arbeitslosen nicht zur Tagesordnung übergehen. Dafür sorgen schließlich die 5 Sozialisten im Sejm, die die Arbeiterfragen im Vordergrund halten, damit sie ja nicht in Vergessenheit geraten. Irgendetwas wird schon geschehen müssen, denn es ist nicht gut denkbar, daß man tausende von Arbeiterfamilien verkommen läßt.

10 000 Arbeiter, die früher in Deutsch-Oberschlesien gearbeitet haben und bis jetzt wie die Parcia behandelt wurden, hoffen auf die ihnen gebührende Arbeitslosenunterstützung. Gerade vor den Pfingstfeiertagen kam die Ankündigung, daß sie die höchstgezahlten Arbeitslosenunterstützungssätze erhalten werden. Sie haben sich besonders auf die Pfingstfeiertage gefreut und rechneten damit, daß sie wenigstens für die Feiertage die höhere Arbeitslosenunterstützung erhalten werden. Die Ankündigung ist da, aber die höhere Unterstützung ist ausgeblieben. Jetzt hoffen die Arbeitslosen auf die höhere Unterstützung nach den Pfingstfeiertagen.

Der Hoffnungen gibt es also viele und der Pfingstgeist setzt eine kühne Tat voraus. Die Arbeitslosen erwarten Arbeit, die Teilbeschäftigten volle Monatsschichten, die früher in Deutsch-Oberschlesien Beschäftigten, auf ihre vollen Rechte, die Wohnungssuchenden auf ein eigenes Heim, die Steuerzahler auf eine Steuererleichterung und die Hungrigen auf eine Brotvermehrung. Alle warten auf die kühne Tat, auf die Erleuchtung der heutigen Machthaber und auf die Verständigung der Machthaber im wirtschaftlichen Leben.

Bis jetzt trägt die Opfer der wirtschaftlichen Krise lediglich nur die Arbeiterklasse. Wird der heilige Geist die anderen sozialen Schichten erleuchten, daß sie endlich begreifen, daß die Abwälzung der ganzen Last der Kreise auf die schwachen Schultern für die Dauer unmöglich ist? Alle Lasten müssen gleichmäßig verteilt werden, dann werden sie viel leichter ertragen. Alle müssen Opfer bringen. Die Kapitalisten müssen die Preise abbauen, die Direktoren und Generaldirektoren müssen von ihren hohen Gehältern resignieren, die Regierung muß mit Taten beweisen, daß sie gewillt ist, der Not zu steuern. Der Worte und Versprechungen haben wir so viele gehört, daß sie uns zuwider sind, Taten und nochmals Taten wollen wir sehen.

Wir verlangen einen sozialen Ausgleich, der durch ein loyales und sozialtragbares Angebot der Kapitalisten und der Regierung in die Wege geleitet wird. Möge diese Faktoren der heilige Geist in dieser Hinsicht erleuchten, solange es nicht zu spät wird!

Der schlesische Wojewode bleibt auf seinem Posten

Die polnische Presse teilt mit, daß die Stellung des schlesischen Wojewoden schon wiederholt erschüttert war. Nach den Sejmwahlen zum Schlesischen Sejm war seine Demission gewiß und wartete auf die Unterschrift. Hauptsächlich die konservative Richtung und der polnische Außenminister Zaleski sind von der Politik des schlesischen Wojewoden nicht erbaut und verlangten seine Entfernung. In die Angelegenheit mischte sich aber eine Gruppe des Regierungsblockes, die Arbeitsgemeinschaft, der auch der Sejmabgeordnete Przedpelski angehört. Przedpelski ist mit Dr. Grazynski eng befreundet und diese Freundschaft hat dem Herrn Przedpelski ganz gut angeschlagen. Er kam zu uns nach Schlesien mit leeren Taschen und heute ist er ein Millionär. Er besitzt Landschaften, Handels- und Industrieunternehmungen und baut die Eisenbahnlinie in dem Lubliniker Kreis. Also Herr Przedpelski hat sich in seiner BB-Gruppe für den Wojewoden stark eingesetzt, und es ist ihm gelungen, sich durchzusetzen. Es ist bereits klar, daß der Wojewode auf seinem Posten bleiben wird, denn er genießt weiterhin das Vertrauen der maßgebenden Kreise.

Einziehung der Fünf-Zloty-Banknoten

Die Fünf-Zloty-Banknoten mit dem Datum 25. Oktober 1925, werden mit dem 30. Juni d. Js. ungültig. Genannte Banknoten werden vom 1. Juli d. Js. bis zum 30. Juni 1932 in der staatlichen Zentralkasse, den Finanzkassen und Abteilungen der Bank Polski umgetauscht. Fünf-Zloty-Banknoten der Emission vom 1. Mai 1925, die durch eine Verordnung des Finanzministers vom 14. Februar 1929 aus dem Verkehr gezogen wurden, werden nur bis zum 30. Juni 1931 umgetauscht.

Das französische Syndikat für die Elektrifizierung Polens

Am 21. Mai d. J. erhielt das Ministerium für öffentliche Arbeiten ein Schreiben des französischen Syndikats für die Elektrifizierung Polens, unterzeichnet von seinem Präsidenten Peyrimhoff, bezüglich der Konzession für die Elektrifizierung eines bestimmten Gebietes. Schon seinerzeit haben wir berichtet, daß zum Syndikat bedeutende Unternehmungen und Finanzinstitute Frankreichs und Belgiens, sowie verschiedene polnische Grubengesellschaften gehören. Auch englische, schweizerische und amerikanische Geldgeber sind an dem Syndikat beteiligt. Nunmehr verlautet, daß das Elektrifizierungsprojekt der französischen Gruppe nicht nur Südwestpolen betrifft, sondern auch das Harriman-Gebiet, mit Ausnahme von drei Kreisen. Nach einer genauen Berechnung umfaßt das Projekt ein um 50 Prozent größeres Gebiet als das Harriman-Projekt. Anfangs dieses Jahres weilten Vertreter des Syndikats in Warschau und führten dort mit den maßgebenden Stellen Verhandlungen. Anschließend daran besuchte eine Delegation von Sachverständigen die Kohlen- und Naphthagebiete, um deren Energiequellen zu prüfen. Das Schreiben vom 21. Mai ist zwar ein weiterer Schritt in der Elektrifizierungsaktion des Pariser Syndikats, bedeutet jedoch noch nicht eine definitive Offerte im wahren Sinne des Wortes. In dem Schreiben werden dem genannten Ministerium lediglich die Bedingungen angegeben, auf Grund deren das Syndikat bereit wäre, die Elektrifizierung der in Betracht kommenden Gebiete durchzuführen. Nur wenn das Ministerium die Bedingungen als annehmbar bezeichnen wird, wird das Syndikat eine bindende Offerte einreichen. Selbstverständlich wird dies längere Zeit in Anspruch nehmen, so daß an eine Ausführung des Projekts nicht vor Ende des Jahres gedacht werden kann.

Die Kapitalisten gegen die Versicherungsbeiträge

Die polnischen Industrieverbände, darunter selbstverständlich auch die Oberschlesischen, sind an die Zentralbehörden mit der Forderung herangegangen, Erleichterungen hinsichtlich der Sozialversicherungen zu gewähren. Nunmehr haben die Industrieverbände die Mitteilung erhalten, daß ihr Memorial im Arbeitsministerium geprüft und die Interessen der Industrie nach Maßgabe der finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten der Versicherungsinstitutionen berücksichtigt werden wird.

Arbeitsminister Prystor ist also bereit, die „Interessen" der Industrie auf Kosten der „finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten" der Arbeiter- und Angestelltenversicherungsämter zu berücksichtigen. Schon einmal hat Prystor die Forderungen der Industriellen durch Herabsetzung der Beiträge für den Arbeitslosenfonds erfüllt. Die Folge davon ist, daß die Reserven der Arbeitslosenfondes heute bereits aufgebraucht sind und es alle Tage eintreten kann, daß für die Arbeitslosen kein Geld mehr da sein wird. Dem Beispiel des Arbeitslosenfonds sollen also jetzt die anderen Versicherungsämter folgen. Wer bisher noch daran gezweifelt hat, daß die Sanacja-Regierungen im Dienste des Industriekapitals stehen, der dürfte nunmehr eines Besseren belehrt sein.

Wasserweg Oberschesien—Lodz—Warschau

Die Bezirksdirektion für öffentliche Arbeiten in Lodz hat einen Entwurf zur Erbauung eines Wasserweges, der Oberschlesien mit Lodz und Warschau verbinden würde, erhalten. Die Anregung für dieses Projekt hat die schlesische Direktion für öffentliche Arbeiten gegeben. Der Plan der Direktion sieht die Erbauung eines Kanals vor, der den schlesischen Fluß Czarna Przemsza mit der Weichsel bei Plock verbinden soll. Dieser Wasserweg würde den Kohlentransport nach Lodz und der Umgegend in viel billigerer Weise möglich machen und den Preis des Brennstaffes um 25 Prozent ermäßigen.

Kreiskonferenz der N. P. R.

Am vergangenen Sonntag fand in Kattowitz eine Kreiskonferenz der N. P. R. statt, die u. a. zwei folgende Beschlüsse gefaßt hat: „Die Konferenz protestiert gegen die Einmischung der Geistlichkeit in die Politik, insbesondere in die Wahlaktion zugunsten einer oder der anderen Partei, wie das bei den letzten Sejmwahlen zum Schlesischen Sejm der Fall war, weil eine solche Einmischung die religiösen Gefühle des Volkes verletze." — Die NPR. ist keine sozialistische, sondern eine klerikale Partei. Sie hängt an den Rocktaschen des Klerus, da sie aber keinen größeren Einfuß in der Wojewodschaft hat, so wollen die Konfraters von ihr nichts wissen. Sie halten sich an die großen Parteien, an die Sanacja und Korfantypartei, weil dort etwas zu holen ist. Wenn auch die NPR. päpstlicher als der Papst selbst ist, so kommt sie doch stets ins Hintertreffen und wird durch den Klerus boykottiert. Bei den Wahlen werden die frommen Schäflein von der NPR. von den Konfraters bearbeitet, nicht für die NPR. sondern für Korfanty bezw. für die Sanacja zu stimmen. Daher protestiert die NPR. gegen die Einmischung des Klerus in die Politik, weil das die klerikalen Gefühle der NPR. verletze. —

Wirtschaftskrise oder Krise der kapitalistischen Weltordnung?

Kampf gegen die Herabsetzung der Preise — Der Lohnbeutel und die Krise — Die überfüllten Magazine Vernichtung von Lebensmitteln — Kartelle und Staatsmonopole verhindern Preisherabsetzung

Wo man hinkommt, wird überall über die Wirtschaftskrise gesprochen. Sie ist überall da, fast in allen Staaten mit größerer und kleinerer Industrie. Selbst mit Ländern mit einer unentwickelten Industrie ist sie daheim, und es ist bezeichnend, daß sie die Landwirtschaft genau so schwer heimgesucht hat, wie die Industrie. Aus Amerika wird gemeldet, daß man sich dort nach einer Mißenrte sehn und schüttet große Mengen Getreide ins Meer, um den Preissturz zu verhindern.

Wie sich die Wirtschaftskrise äußert, das brauchen wir den Arbeitern nicht zu erzählen, denn das wissen sie am besten. Sie begegnen jeden Tag ihren unglücklichen Kameraden, die auf der Straße liegen und der Lohnbeutel, der ihnen am Lohntage behändigt wird, spricht viel deutlicher als tausend gut verfaßte Zeitungsartikel. Der bringt selbst dem dümmsten Arbeiter zum Bewußtsein, daß die Krise da ist und auf die Arbeitermassen verheerend wirkt.

Sie äußert sich aber noch anders. Wir brauchen nur die gewaltigen Kohlenhalden anzusehen. Sie sind wirklich imponierend und werden immer höher und immer länger. In den Fabriksmagazinen liegen die Waren hoch aufgestapelt, bei den großen Handelsfirmen desgleichen. Die Bauernscheunen sind voll Getreide und niemand hat nach der Kohle, nach dem Eisen, nach der Leinwand, den Stoffen und dem Getreide ein Verlangen. Es hat den Anschein, daß wir uns alle übersättigt haben, ja organisiert haben, um wenig zu konsumieren oder gar alle Waren boykottieren wollen. Das ist aber nicht der Fall, denn in Wirklichkeit fehlt überall die Kohle, das Eisen und wir laufen zerlumpt, bloßfüßig, vielfach ohne Hemd herum und sind abend rein hungrig mit Frau und Kind. Wir haben ein großes Verlangen nach allen diesen Waren, aber wir können sie uns nicht beschaffen, weil wir kein Geld haben. Wir erinnern uns alle an die Vorkriegszeiten und preisen diese Zeiten als die Guten und die Glücklichen. Jeder konnte arbeiten so viel er wollte, und war der Verdienst noch so bescheiden, so war alles viel billiger gewesen, und selbst der schlechtbezahlte Arbeiter konnte sich, wenn nicht jeden Tag, so doch wenigstens jeden zweiten Tag ein Stück Fleisch kaufen und ein Glas Bier trinken.

Wo liegt denn die Ursache der Krise? Jedenfalls in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und in dem verkehrten Wirtschafts- und Produktionssystem. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung besteht darin, daß der Produzent den Konsumenten nicht kennt. Er produziert aufs Geratewohl, indem er hofft, daß sich der Konsument schon einfinden wird. Bleibt der Konsument aus, so bleibt die Ware liegen und sie geht auf die Halde.

Trotz der großen Arbeitslosigkeit herrscht in allen kapitalistischen Betrieben das Schwitzsystem. Bei der Arbeit werden die Arbeiter durch eine Reihe von Antreiber gehetzt, bis zum Blutschwitzen. Das nennt man bei uns die „Arbeit rationalisieren". Dadurch soll angeblich die Produktion verbilligt werden, aber von einer Verbilligung von Kohle, Eisen, Leinwand, Stoffen und Schuhzeug ist nicht das geringste zu spüren, trotz der „Arbeitsrationalisierung". Dann kommt noch das verkehrte Wirtschaftssystem, das sich durch die Reglementierung der Ein- und Ausfuhr, durch die Ausfuhrprämien, die hohen Zölle, die hohen Bahntarife, das verkehrte Steuersystem, insbesondere die indirekten Steuern, auswirkt. Den Rest besorgen die Kartelle und die Staatsmonopole, die die Preise wieder und wieder in die Höhe treiben. Das sind also die Faktoren, die sich einem normalen Warenaustausch in den Weg legen und das Elend der Arbeitermassen vergrößern.

Wenn alle Zeichen nicht trügen, und sie trügen diesmal nicht, so hängt die jetzige Wirtschaftskrise mit dem Goldwerte zusammen. In der Nachkriegszeit sind die Warenpreise ungemein in die Höhe geschossen und haben den Goldwert zwei- und dreimal überschritten. Nun ist das kapitalistische System auf dem Geld-, richtiger Goldwerte aufgebaut, das als Gradmesser für den Produktionspreis angewendet wird. Der große Warenhunger nach dem Kriege hat bewirkt, daß die Kapitalisten die Goldbasis verlassen haben und der Konjunktur nachgelaufen sind. Eine Zeitlang hat das gegolten, aber der Geldwert will jetzt zur Geltung kommen und wirft den künstlichen Preisaufbau über den Haufen. Daher die schleppende Krise, die nie enden will und unter der die Arbeiterschaft so stark leidet.

Der Preisabbau, der uns einzigst vorläufig helfen könnte, wird künstlich gehindert, und zwar durch die Kartelle, die Regierung und die Monopole. Die Kohlen- und Eisenkonzerne wollen von einer Preisherabsetzung nicht nur nichts wissen, aber sie verlangen fortwährend eine Preiserhöhung. Die Staatsmonopole machen es vor, indem sie die Preise für die Monopolartikel in die Höhe teriben. Die Regierung denkt gar nicht an die Herabsetzung der Zölle und Abänderung des Steuersystems. In jenen Betrieben, wo keine Kartelle bestehen, gehen die Preise herunter. Wir verweisen auf die Roggenpreise. Die Regierung macht alles Mögliche, um auch hier den Rückgang der Roggenpreise zu verhindern. Nach Polen darf kein Getreide eingeführt werden, und für Getreideausfuhr wurden hohe Prämien festgesetzt. Die Regierung selbst kauft große Getreidepartien von den Landwirten auf und verkauft sie zu Schleuderpreisen im Auslande. Neulich wurde polnischer Roggen zu 12 Zloty der Doppelzentner in Deutschland angeboten.

Auf solche Art und Weise sucht man der Preisherabsetzung zu begegnen. Es soll alles teuer bleiben, bis auf die Arbeitskraft des Arbeiters. Diese ist billiger und steht unter dem Goldwerte. Alle anderen Produkte hingegen überschreiten bei weitem den Goldwert. Solange das kapitalistische Produktionssystem andauern wird, wird die Arbeiterklasse immer die Leidtragende bleiben.

Ein zweiter Beschluß verlangt die Abänderung der N. P. R.-Firma, die von der Bezirkskonferenz vollzogen werden soll. Den Antrag stellte Dr. Przybyla, einer von den drei NPR.-Sejmabgeordneten im Schlesischen Sejm. Das beweist am besten, daß man es mit der „Abänderung der Firma" sehr ernst nimmt. Was damit bezweckt wird, ist nicht schwer zu erraten, desgleichen, wie die neue Firma lauten soll. Die NPR. hat von ihrer selbständigen Parteipolitik bereits die Nase voll und die anderen auch und will sie verkaufen. Den Käufer hat sie in der Person Korfantys gefunden und die Firma wird auch dementsprechend „geändert". Die NPR. wird nach der Firmenänderung „Chrzescianska Demokracja" heißen, denn so nennt sich die Korfantypartei.

Offenhaltung der Friseurgeschäfte

Der Friseurverband, Sitz Kattowitz gibt bekannt, daß infolge der Pfingstfeiertage die Friseurgeschäfte innerhalb der Wojewodschaft Schlesien, mit Ausnahme von Bielitz und Teschen, am Montag, den 2. Pfingstfeiertag, vormittags von 8—12 Uhr, für das Publikum geöffnet sind.

Kattowitz und Umgebung

Schwindel mit Sammelgeldern für blinde Invaliden. Wieder einmal hatte sich einer der vielen Sammler vor Gericht zu verantworten, welche dazu beitragen, das Mißtrauen mildherziger Leute zu stärken, und die durch ihre Gaunereien bewirken, daß mancher notwendige Groschen für wohltätige Zwecke, sei es für Arme oder Arbeitslose, ausbleibt. Zum Besten blinder Kriegsopfer sammelte auf Werksanlagen, in Geschäften und bei privaten Personen der Michael M. aus Lemberg. Zugleich setzte er Wohltätigkeitslotterielose ab. M. war im Besitz einer Genehmigung zum Einsammeln von Geldern, bis auf Widerruf. Es flossen reichliche Spenden zu. In manchen Fällen wurden Beträge über 50 Zloty gewährt. Leider zeigte es sich, daß der eifrige Sammler in allererster Linie auf die eigene Tasche bedacht war. Es konnte ihm jedenfalls nachgewiesen werden, daß er von den eingesammelten Geldern etwa 2560 Zloty für sich behielt und demzufolge für eigene Zwecke verbrauchte. Vor Gericht führte der Beklagte aus, daß er aus Notlage gehandelt hatte. Der Anklagevertreter plädierte auf eine Gesamtstrafe von ½ Jahr Gefängnis und einer Geldstrafe von 500 Zloty. Das Gericht berücksichtigte den Umstand, daß der Angeklagte selbst armer Invalide, zudem erwerbslos ist und sich sofort zur Schuld bekannte. Das Urteil fiel, da der Beklagte noch nicht bestraft gewesen ist, sehr milde aus und lautete auf 4 Monate, 2 Wochen Gefängnis, bei Anrechnung der Untersuchungshaft und Zubilligung einer Bewährungsfrist für die Zeitdauer von drei Jahren.
y.

Schadenfeuer. Gestern, abends gegen 6 Uhr, brach in der Bäckerei Durchschlag auf der Krakauerstraße 94 Feuer aus, welches von der herbeigerufenen Feuerwehr gelöscht wurde. Die Ursache dazu bildete das Gerümpel, welches hinter dem Backofen aufbewahrt war und in Brand geriet.

Kattowitzer Zoo erhält zwei junge Alligatoren. Der städtischen Gartenbauverwaltung wurden dieser Tage vom Leiter der botanischen Schulabteilung in Kattowitz, Professor Margulecz, zwei junge Alligatoren zum Geschenk gemacht. Die beiden Alligatoren dienten bis jetzt für Schulzwecke und waren in einem großen Bassin in der Knaben-Mittelschule in Kattowitz untergebracht. Im Auftrage der Gartenverwaltung werden z. Zt. im städtischen Lehrgarten auf der ulica Bankowa, und zwar neben dem Vogelhaus, die notwendigen Arbeiten ausgeführt. Dortselbst kommt zunächst ein Bottich, welcher ausbetoniert und mit Oderkies belegt wird, zur Aufstellung. Rings herum soll eine provisorische Sandbank errichtet werden, welche den Alligatoren als „Ruheplätzchen" dienen wird. In einem Umfang von 5 × 4 Meter soll ein 70 cm hoher Bretterzaun aufgestellt werden, welcher mit einem Drahtgitter versehen wird. Die Ueberdeckung soll gleichfalls durch Drahtgeflecht vorgenommen werden, um auf diese Weise zu verhindern, daß durch unberufene Hände Lebensmittel, oder Papier hineingeworfen werden.
y.

Sühne für einen Raubüberfall. Auf die Naha Rybnicka aus Sosnowitz wurde vor einiger Zeit in einer kleinen Ortschaft des Kreises Pleß ein Raubüberfall verübt. Die Frauensperson wurde von 2 Männern überfallen, welche ihr kleinere Wertsachen, Dokumente und einen Geldbetrag entwendeten. Beim Herannahen eines Landwirts ergriffen die Täter die Flucht. Es gelang später, den Arbeiter Josef K. aus der Ortschaft Urbanowitz festzunehmen, welcher sich am gestrigen Freitag vor dem Kattowitzer Landgericht zu verantworten hatte. K. erklärte, daß er seit langer Zeit erwerbslos ist und in große Notlage geraten sei, so daß er zu diesem Verzweiflungsschritt geradezu getrieben wurde. Wie aus den Gerichtsakten zu ersehen war, ist der Angeklagte bis jetzt noch nicht verbestraft gewesen. Es wurden daher mildernde Umstände in Erwägung gezogen und der Beklagte zu der niedrigsten Strafe nämlich 1 Jahr Gefängnis, bei Anrechnung der Untersuchungshaft, verurteilt.
y.

Eichenau. (Weil ihnen der Eintritt verweigert wurde!) Groben Unfug ließen sich die Brüder Theodor und Karl M. aus Rosdzin zu Schulden kommen, welche im betrunkenem Zustand mehrere Scheiben der Portierstube der „Walter Chronek-Hütte" zertrümmerten. Die Brüder wollten unbedingt in den Hofraum der fraglichen Hütte eindringen. Da ihnen jedoch der Eintritt von dem dortigen Portier verweigert wurde, ließen sie sich zu der obenangeführten Handlungsweise hinreißen.
x.

Kochlowitz. (Nächtlicher Einbruchsdiebstahl.) Aus dem Fleischergeschäft des Franz Banaschik aus Kochlowitz wurde eine Menge Fleischwaren gestohlen. Die Täter beschädigten die Alarmvorrichtung, stiegen dann mittels Leiter durch das Küchenfenster und gelangten so in den Ladenraum.
x.

Königshütte und Umgebung

Stadtverordnetenfraktion. Am Dienstag, den 10. Juni, nachmittags 6 Uhr, findet im Metallarbeiterbüro eine Fraktionssitzung der D. S. A. P.-Stadtverordneten statt. Infolge der Wichtigkeit der Stellungnahme zur Tagesordnung der kommenden Stadtverordnetensitzung, ist vollzähliges und pünktliches Erscheinen notwendig.

Programm zur Stadtverordnetensitzung. In der am Mittwoch, den 11. Juni, nachmittags 17 Uhr stattfindenden Stadtverordnetensitzung erfolgt die Wahl von 10 unbesoldeten Stadträten, Wahl der Mitglieder des Vorberatungsausschusses und der verschiedenen Kommissionen, Wahl eines Mitgliedes in die Prüfungskommission der städtischen Beamten, Wahl eines Bezirksvorstehers und stellvertretenden Waisenrats, Beschlußfassung eines Reglements für die Wohnungsausbaukommission, Aufnahme einer Anleihe zum Ausbau der Gleisanlagen im städtischen Schlachthof, Aufnahme einer kurzfristigen Anleihe aus der Stadtsparkasse zum Bau eines Erholungsgebäudes sowie anderer Einrich-

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Kaufmann aus Annam

Von Lieusanh-Tran.

Mein Freund Tranvan-An und ich sind heute morgen in einem Tabakladen angerempelt worden. Der Zufall wollte, daß gerade ein Polizist Zeuge des Zwischenfalls war.

Während mein Freund Einkäufe machte und seinen Monatsbedarf bestellte, durchblätterte ich den Zeitungsstand. Dabei fiel mir die „Humanitee“ (französische, von Jaures gegründete Zeitung, die in Paris erscheint in die Hände. Ich nahm die Nummer und bezahlte. Kaum hatte ich die Zeitung geöffnet, um mich über die letzten Ereignisse in China und Indien zu orientieren, als ich jemanden hinter mir sagen hörte:

„Eine Gemeinheit, wie sie das verschlingen! Diese verd . . . Annamiten!“

Ueberrascht wandte ich mich um und erblickte eine hohe Gestalt in Uniform und Reitpeitsche in der Hand. Die Augen wässrig und alt. Der Schnurrbart sträubte sich weg von den Lippen wie bei einem Raubtier.

„Sie entschuldigen, mein Herr! Ich nehme an, daß unsere Lektüre Sie nichts angeht!“ Wir erwarteten eine Entschuldigung.

„Jawohl! Das geht mich ganz besonders an!“ — Um so mehr, als ich Offizier bin! — Der Dank, den ihr Europa schuldet und zu erweisen habt, verbietet euch solche Lektüre!“

Darüber mußten wir lachen.

Dank für Vergewaltigung und Ausbeutung, für die diese Offiziere die Gewährsleute sind? — Ausgerechnet diese klapprige Vogelscheuche fordert von uns Dankbarkeit? — Für was sollen wir uns bedanken hier in Annam, Indien oder China? — Für ihre Tanks, Kanonen und Bomben?

„Entschuldigen Sie, mein Herr! Die Regierung verbietet uns nicht, die „Humanitee“ zu lesen!“

„Unverschämtheit! — Eure Papiere her! — Das Weitere wird sich finden!“ verstieg sich der Mann in Uniform. „Ihr solltet wissen, daß die Regierung die „Humanitee“ als Köder braucht, um aller verdächtigen Elemente habhaft zu werden!“

An den goldenen Schnüren hatte ich seinen Dienstgrad erkannt. Fünf Schnüre am Käppi, je fünf an jedem Aermel, das waren fünfzehn, das bedeutete Oberst! — Ein netter Oberst, der Annamiten anzeigen will, weil sie die „Humanitee“ lesen können. — Bei wem anzeigen? — Beim Papst vielleicht?

„Was lest ihr in dieser verfluchten Zeitung? — Revolution, nicht wahr?“ krächzte die verrottete Uniform.

„Natürlich! Was sonst?“ antwortete ich. „Revolution und Haß gegen alle, die uns das Land unter den Füßen weggestohlen haben!“

„Phrasen! Hier wie überall! — Ich war schon vor dreißig Jahren in Indochina, habe immer Annamiten unter meinem Kommando gehabt, aber nicht einen, wie ihr!“

„Mein Kompliment, Oberst! — Aber in Ihrer Rechnung steckt ein Kardinalfehler. Die Ideen stehen nicht dreißig Jahre still wie Soldaten! Der Geist wächst wie die biegsame Palme, die aus der Kokosnuß steigt. — Ihr graues Haar hat auf Ihr Gestirn abgefärbt. Das ist nicht unser Fehler, wenn Sie erleben, daß die Eingeborenen von vor dreißig Jahren heute Ihre Zeitungen lesen.“

„Ihr seid zu feige, mir eure Namen zu nennen? — Ich werde euch festnehmen lassen!“ schrie uns der Oberst an.

Da zeigte der Polizist dem Obersten den Rücken und ging hinaus.

„Bitte sehr!“ überreichte ich dem Offizier meine Geschäftskarte. „Ich erwarte die Ihrer geforderten Dankbarkeit entsprechenden Wohltaten von Ihnen und sehe Ihrer Anzeige mit Hochschätzung entgegen.“ — — —

In einem einzigen Augenblick könnte ich die Eingeborenen der Stadt mit den befreiten Gefangenen als Führer um mich sammeln. Jedem Zucken meiner Wimpern würden sie gehorchen, — aber wozu vorgreifen? — Wir sind nicht so dumm, das Kind vor der Geburt der Mutter aus dem Leibe zu holen!

„Ich bin nicht so gefährlich, Oberst!“ und betrachtete seine Reitpeitsche. „Gefährlich ist nur die Riesenangst, die hinter der mit Tanks und Gas bewehrten Sicherheit Europas zittert. Wenn Sie allen Ernstes zu wissen wünschen, wer ich bin und wo ich wohne, bitte ich ergebenst um Ihren Besuch. Seien Sie mir heute zum Tee willkommen!“

Da brach unsere Unterhaltung ab. Beschämt und leichenblaß vor Wut rannte der Oberst fluchend aus dem Tabakladen. Der Tabak war ihm zu stark.

Ich fand die Begegnung köstlich.

„Ein drolliger Kauz! — Wie müssen erst seine Offiziere beschaffen sein. Einer wie der andere dasselbe Großmaul!“ spottete mein Freund.

Das war kein alltäglicher Spaß, einen fünffach betreßten Offizier sein Maul so weit aufreißen und so fest zuklappen zu sehen. —

Ich nehme an, Oberst, Sie haben eine Bekanntschaft gemacht, die Sie so schnell nicht werden vergessen können. Und sollten Sie sich öfter an Menschen wenden, die wie wir wissen, was in der Welt vorgeht, rate ich Ihnen mit Rücksicht auf Ihre hohe Schnürezahl, vorsichtiger zu sein, weil das für Europa hier in Indochina nicht von Gewinn ist. Wenn man so alt wie Sie ist und sich einen solchen Schnauzbart hat wachsen lassen, dann kann Ihnen jeder annamitische Friseur zu besserer Kultur verhelfen. Im übrigen, da Sie trotz Ihrer Kolonialmedaillen nicht das geringste Verdienst an der Menschheit haben, um von Ihrem Dasein in einer Zeitung zu berichten, nenne ich Ihren Namen nicht! — Wir werden ohnehin Gelegenheit haben, uns wiederzubegegnen, allerdings in keinem Tabakladen!“

Auf Wiedersehen, Oberst, und Dank für den vortrefflichen Beweis Ihrer Intelligenz und Moral!

Das rote Heft

Von Luigi Pirandello.

Nisia. Eine große, geschäftige Ortschaft an einem Strandstreifen des afrikanischen Meeres.

An einer schlechten Stelle geboren zu werden, ist nicht nur ein Vorrecht der Menschen. Auch eine Ortschaft wird nicht geboren, wie und wo sie möchte, sondern dort, wo dies aus irgendeinem Grunde das Leben verlangt. Und wenn sich aus eben diesem Grunde zwangsläufig zu viele Menschen dort ansammeln und zu viele dort geboren werden, und wenn gar noch dazu die betreffende Stelle zu eng ist, so muß die Ortschaft notgedrungen schlecht wachsen.

Nisia, um wachsen zu können, mußte, ein Haus über das andere, über die beinahe senkrechte Mergelwand der Hochfläche hinaufklettern, die unmittelbar über der Ortschaft jäh und drohend zum Meer hinabstürzt. Auf der weiten und luftigen Hochebene dagegen hätte sich Nisia frei ausbreiten können, doch hätte es sich in diesem Falle vom Strand zu sehr entfernt. Vielleicht wäre ein Haus, das man gewaltsam dort hinaufgestellt hätte, eines Tages unter dem Hute der roten Ziegel und im Umhängetuch seines Kalkbewurfes wie eine Gans zum Strand hinuntergeflogen. Denn dort am Strand brodelt das Leben.

Die Einwohner von Nisia haben auf der Hochebene den Friedhof angelegt. Die Toten können dort oben frei atmen.

„Droben werden wir frei atmen,“ pflegen die Einwohner Nisias zu sagen.

Dies sagen sie, da man unten am Strande nicht recht atmen kann. Zwischen dem lärmenden und staubigen Handel mit Schwefel, Kohle, Holz, Getreide und gesalzenen Fischen kann man gar nicht atmen. Wenn sie Luft schöpfen wollen, müssen sie dort hinaufklettern. Dies tun sie gewöhnlich aber erst dann, wenn sie gestorben sind. Und sie bilden sich ein, daß sie nach dem Tode frei atmen werden.

Ein schöner Trost!

Mit den Einwohnern von Nisia muß man viel Nachsicht haben, denn es ist wahrlich nicht leicht, ehrlich zu sein, wenn es einem schlecht geht.

In diesen erdrückten Häusern, die man eher Höhlen als Häuser nennen könnte, herrscht ein übler, feuchter und beißender Modergeruch, der mit der Zeit jede Tugend untergräbt. Zur Vernichtung der Tugend, nämlich zur Steigerung des Modergeruches, tragen die Schweinchen und die Hühner und hin und wieder irgendein stampfender Esel bei. Der Rauch findet keinen Ausgang und bleibt in den Höhlen lagern, deren Decken und Wände er schwärzt. Und die Schutzheiligen, welch verzerrte Gesichter des Ekels sie auf den verräucherten Drucken schneiden, die an den Wänden hängen!

Die Männer, die sich den ganzen Tag über am Strande und auf den Schiffen in harter, vertierter, ruheloser Arbeit schinden, spüren nicht so sehr diesen Modergeruch; um so mehr die Frauen, die darob erbittert sind. Und es scheint, daß sie ihrer Erbitterung dadurch Luft machen, daß sie Kinder in die Welt setzen. Welche Menge Kinder! Die eine zwölf, die andere vierzehn, sechzehn...

Allerdings gelingt es ihnen dann, nur drei oder vier davon aufzuziehen. Doch die Kinder, die in Windeln sterben, tragen dazu bei, die Lage und den Stand der übrigen drei oder vier, man kann eigentlich nicht sagen, ob glücklicheren oder unglücklicheren, zu verbessern. Denn jede Frau läuft gleich nach dem Tode eines Kindes in das Findelhaus, wo sie ein Findelkind übernimmt, wobei sie ein rotes Heft bekommt, das ihr auf einige Jahre allmonatlich dreißig Lire trägt.

Alle Leinwand- und Stoffhändler von Nisia sind Malteser. Auch, wenn sie auf Sizilien geboren sind, sind sie Malteser. „Zum Malteser gehen“, heißt in Nisia soviel wie Leinwand oder Stoff einkaufen. Und die Malteser, die immer einen Rohrstock bei sich tragen, machen in Nisia ausgezeichnete Geschäfte: sie sammeln jene roten Hefte ein; für jedes Heft liefern sie Waren von zweihundert Lire: eine Brautausstattung. Die Mädchen von Nisia heiraten alle so dank den roten Heften der Findelkinder, denen die Mütter dafür Milch geben müssen.

Die Prozession der bauchigen und schweigsamen Malteser, die in gestickten Pantoffeln und mit einer schwarzen Seidenkappe, ein großes blaues Taschentuch in einer, eine beinerne oder silberne Tabakdose in der anderen Hand, jeder mit sieben, zehn oder gar fünfzehn roten Heften vor dem Gemeinderat von Nisia an jedem Monatsletzten erscheinen, bietet dem Zuschauer einen netten Anblick. Der Reihe nach sitzen sie auf der Bank des langen, staubigen Ganges, auf dem sich der Schalter des Steueramts befindet, und jeder von ihnen wartet, bis er drankommt. Dabei schlummern sie ruhig oder stopfen Tabak in die Pfeife, oder verjagen mit langsamer Geste die Fliegen. Die Auszahlung des Armengeldes ist in Nisia nunmehr gewissermaßen eine überlieferte Angelegenheit geworden.

„Marenga Rosa!“ schreit der Steuerbeamte.

„Hier!“ antwortet der Malteser.

* * *

Marenga Rosa de Nicolao ist im Gemeindeamt von Nisia wohlbekannt. Seit mehr als zwanzig Jahren nährt sie den Wucher der Malteser mit einer schier ununterbrochenen Reihe von roten Heften.

Wie viele ihrer Kinder sind eigentlich in Windeln gestorben? Sie entsinnt sich selbst nicht an deren Zahl. Vier hat sie aufgezogen, alle vier waren Mädchen. Drei davon hat sie schon verheiratet. Und die vierte ist Braut.

Wenn man sie nun ansieht, weiß man eigentlich nicht, ob sie eine Frau oder ein Scheuerlappen ist. So daß sich die Malteser, an die sie sich schon wegen der Ausstattung der ersten drei Töchter gewendet hatte, bei dieser vierten weigerten, ihr Kredit zu gewähren.

„Frau Rosilla, diesmal wird es mit der Milch nicht gehen.“

„Was? Nicht gehen?“

Sie fühlte sich in ihrer Würde gekränkt, da sie sich durch so viele Jahre als Zucht- und Milchtier bewährt hatte. Nachdem man aber bei den schweigsamen Maltesern durch Vorstellungen nichts erreichen kann, zeterte sie laut vor den Geschäften.

Wenn sie ihr im Spital ein Findelkind anvertraut hatten, war das nicht ein Beweis dafür, daß sie auch die Möglichkeit hatte, es aufzuziehen?

Doch war dies für die Malteser kein genügender Beweis und sie lächelten im Schatten, hinter dem Verkaufspult, und schüttelten die Köpfe.

Man könnte vermuten, daß sie kein rechtes Vertrauen zum Arzt und zum Gemeindeassessor haben, die beauftragt sind, das Schicksal der Findelkinder zu überwachen. Doch ist dem nicht so. Die Malteser wissen, daß in den Augen dieses Arztes und dieses Assessors die Aufgabe einer Mutter, welche die Tochter verheiraten muß und dazu kein anderes Mittel zur Verfügung als das rote Heft hat, viel schwerer ist und viel mehr Berücksichtigung verdient wie die Aufgabe, ein Findelkind aufzuziehen, denn schließlich, wenn dieses stirbt, wem tut es weh? Und wenn es leidet, wer beklagt sich deswegen?

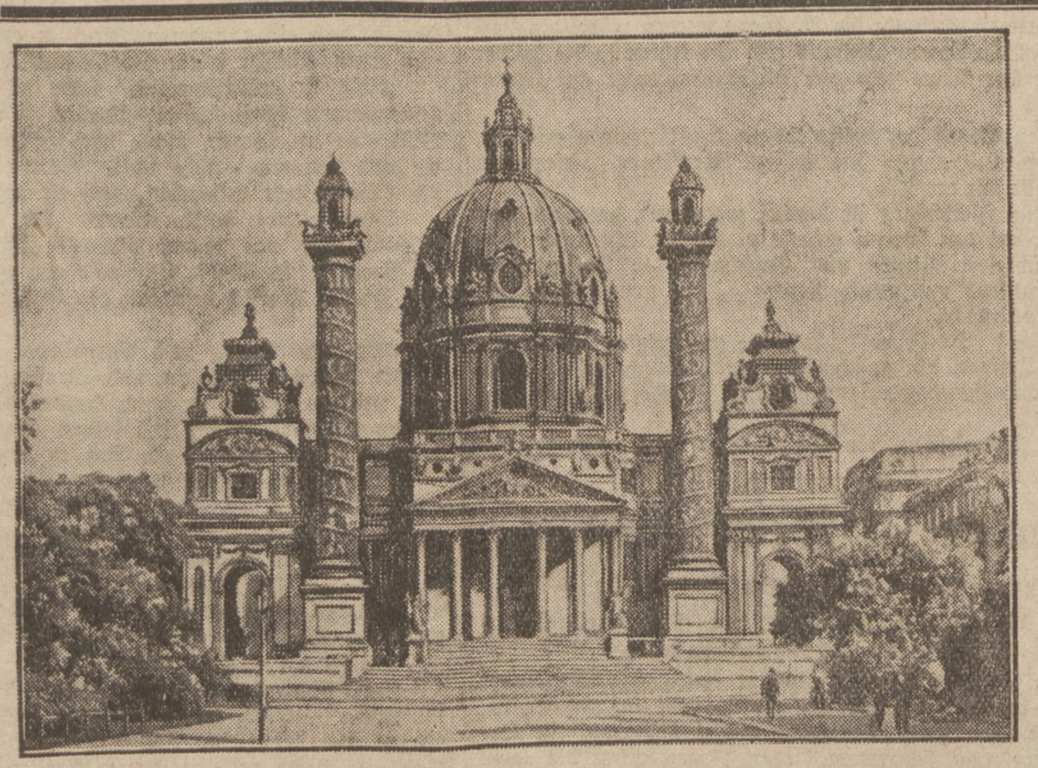
Eine Tochter ist eben eine Tochter und ein Findelkind ein Findelkind. Und wenn die Tochter nicht heiratet, muß man mit der Gefahr rechnen, daß sie dazu beitragen dürfte, die Zahl der Findelkinder zu erhöhen, die von der Gemeinde erhalten werden müssen.

Wenn jedoch der Tod eines Findelkindes für die Gemeinde einen Gewinn bedeutet, so ist es für den Malteser zumindest ein schlechtes Geschäft, auch dann, wenn es ihm gelingt, die kreditierte Ware zurückzuerlangen. Deswegen sind — zu gewissen Stunden des Tages — die Kontrollbesuche, angeblich Spaziergänge, der Malteser in diesen Gäßchen nicht selten. In den schmutzigen Gäßchen, die von nackten, erdfahlen, abgemagerten Kindern, von schmutziggelben Ferkeln und von Hühnern wimmeln, wo all die Mütter vom „roten Heft“ von Tür zu Tür plaudern und öfters auch streiten.

Die Malteser betreuen die Findelkinder mit derselben Sorgfalt, mit der die Frauen die Schweinchen betreuen.

Es kam schon vor, daß irgendwelcher der Malteser es in seiner Verzweiflung so weit gebracht hat, ein sehr heruntergekommenes Findelkind durch eine halbe Stunde täglich von der eigenen Frau stillen zu lassen, ihm also einen bescheidenen Trank Milch zu spenden.

Genug davon. Rosa Marenga ist es schließlich doch gelungen, einen Malteser zweiter Güte, einen Anfänger, zu finden, der ihr versprochen hat, ihr in Teillieferungen Ware, nicht wie gewöhnlich, um zweihundert, sondern um hundertvierzig Lire zu geben. Der Bräutigam der Tochter und dessen Verwandten waren damit einverstanden und die Hochzeit wurde beschlossen.



Die Karlskirche in Wien

die nach dem Erlöschen der Pest 1716—1737 durch Fischer von Erlach erbaut wurde. Die vor der Kirche stehenden beiden Säulen tragen Reliefs, die das Leben des heiligen Karl Borromeus darstellen.

Nun brüllt das hungrige Findelkind in einer Art Sack, der — oben mittels Holzreifens offengehalten — an zwei Schnüren in einer Ecke der Höhle hängt, von Morgen bis Abend, und Tuzza, die Tochter der Rosa Marenga, plaudert mit dem Bräutigam, lacht, näht an ihrer Ausstattung und zieht hie und da an der Schnur, die an der primitiven Wiege befestigt ist, wodurch diese schaukelt!"

„Brav sein! Heilige Mutter, ist dieser Säugling ‚retisch'!"

„Retisch" kommt von häretisch — nämlich ketzerisch — und bedeutet bei den Sizilianern unruhig, hitzig, lästig, unzufrieden. Man muß zugeben, daß dies für christliche Leute eine sanfte Art ist, über die Ketzer zu urteilen! Doch hat Mutter Rosa so wenig Milch . . .

Tuzza mußte sich darein fügen, bei dieser Musik verzweifelten Geschreis zur Hochzeit zu rüsten. Hätte er sie nicht heiraten müssen, so hätte diesmal — offen gestanden Mutter Rosa keinen Findling zu sich genommen. Für Tuzza aber hat sie ihn genommen. Das Kind weint und trotzdem erfreut sich die Tochter an der Liebe des Bräutigams. Die Macht der Liebe ist eben so groß, daß sie die Schreie des Hungernden übertrumpft.

Uebrigens kommt der Bräutigam, der beim Ausladen der Schiffe beschäftigt ist, erst am Abend, wenn die Hafenarbeit ihren Abschluß gefunden hat. Wenn der Abend schön ist, steigen Mutter, Tochter und Bräutigam zur Hochebene hinauf, um den Mondschein einzuatmen. Und das Findelkind bleibt verlassen in der versperrten Höhle, in seiner sonderbaren Wiege hängend, und schreit weiter im Dunkel. Die Nachbarn hören es mit rasender Wut und besorgter Angst zugleich und wünschen ihm einstimmig — aus Mitleid — den Tod. Das ununterbrochene Geschrei ist ja geradezu atmenraubend.

Sogar dem Ferkel fällt es lästig. Es grunzt und wühlt mit dem Rüssel umher. Und die unter dem Herd versammelten Hühner werden unruhig.

* * *

Ein Wunder. Eines Abends, als Mutter, Tochter und Bräutigam vom Mondschein zurückkehren, finden sie in der Höhle tiefstes Schweigen.

„Still, seid still!" sagt die Mutter den Verlobten, die vor der Tür verweilen möchten, um sich noch zu unterhalten.

Still, ja. Aber Tuzza kann auf gewisse Worte hin, die ihr der Bräutigam ins Ohr lispelt, ein helles Lachen nicht zurückhalten. Waren es Worte oder war es ein Kuß? Im Dunkel sieht man es nicht.

Mutter Rosa hat die Höhle betreten: sie hat sich der Wiege genähert und horcht. Stille. Ein Mondstrahl ist durch die Tür getreten und ist auf dem Boden wie ein Gespenst im Dunkel bis hinter den Herd geschlichen, wo die Hühner hocken. Einem von ihnen ist das Licht unangenehm und es gluckst. Verdammt! Und verdammt auch der alte Mann, der, wie gewöhnlich, betrunken aus dem Wirtshaus kommt und, um dem Brautpaar auszuweichen, bei der Tür stolpert.

Aber nein! Das Kind erwacht auf kein Geräusch hin. Und doch hat es einen solch seichten Schlaf, daß das Summen einer Fliege genügt, um es zu wecken. Mutter Rosa verliert die Fassung. Sie zündet das Licht an und blickt in die Wiege; vorsichtig streckt sie die eine Hand bis zur Stirne des Kleinen vor und schreit auf.

Tuzza eilt herbei, doch der Bräutigam bleibt bestürzt und entsetzt vor der Tür stehen. Was schreit ihm Mutter Rosa zu? Er möge rasch eine der Schnüre lösen, an denen in der Ecke die Wiege hängt? Und warum? Rasch, rasch! Mutter Rosa weiß schon, warum. Doch der junge Mann, vom tödlichen Schweigen des Kleinen gebannt, kann keinen Schritt rühren und sieht trüb und düster zur Tür hinein. Da springt Mutter Rosa, bevor die Nachbarn herbeieilen, auf einen Stuhl und reißt an der einen Schnur, Tuzza anschreiend, damit sie den kleinen Toten hinlege.

Welch ein Unglück! Welch ein Unglück! Die Schnur ist gerissen, Gott weiß wie! Sie ist gerissen und das Kind ist aus der Wiege gestürzt und ist tot! Sie haben es tot auf der Erde gefunden, kalt und steif! Welch ein Unglück! Welch ein Unglück!

Die ganze Nacht hindurch, auch nachdem die letzten Nachbarinnen, die auf die Schreie hin herbeigeeilt waren, in ihre Häuser zurückgekehrt sind, weint und schreit sie weiter. Und kaum bricht der neue Tag an, beginnt sie wieder einem jeden, der in der Tür erscheint, das Unglück zu erzählen.

Wie? Gefallen? Die kleine Leiche weist doch keine Wunde, keine Beule, keinen blauen Fleck auf. Sie ist nur so dürr, daß sie Entsetzen auslöst! Und am linken Händchen dieser Finger, dieser dicke Daumen!

Der Leichenbeschauer entfernt sich nach der Untersuchung, indem er die Achseln zuckt und eine Grimasse schneidet. Die ganze Nachbarschaft behauptet einstimmig, daß das Kind Hungers gestorben ist. Und der Bräutigam, obwohl er weiß, in welch würgender Beklemmung sich Tuzza befindet, läßt sich nicht blicken. Statt seiner kommt seine Mutter mit einer verheirateten Schwester, beide mit zusammengepreßten Lippen, um der Szene des kleinen Maltesers, des Anfängers, beizuwohnen, der wütend in die Höhle stürzt, um die auf Kredit gelieferte Ware zu retten. Rosa Marenga schreit, rauft sich das Haar, gibt sich Schläge ins Gesicht und auf die Brust, die sie entblößt, um zu zeigen, daß sie noch Milch hat. Und sie fleht, man möge ihr aus Mitleid für die verlobte Tochter eine Frist bis zum Abend gewähren, damit sie zum Bürgermeister, zum Assessor, zum Arzt des Findelhauses laufen könne. Um Himmels willen! Um Himmels willen! Und zerrauft, mit den Kleidern in Unordnung, schreiend, mit den Armen in der Luft fuchtelnd, läuft sie davon, von den Pfiffen und Schimpfworten der Gassenbuben begleitet.

Die ganze Nachbarschaft ist dort vor der Tür um den kleinen Malteser in Aufruhr, der über seine Ware wacht, und um Mutter und Schwester des Bräutigams, die sehen wollen, wie die ganze Geschichte enden wird. Eine barmherzige Nachbarin hat die Höhle betreten und — von Tuzza unterstützt, die in Tränen aufgelöst ist, wäscht und kleidet die kleine Leiche.

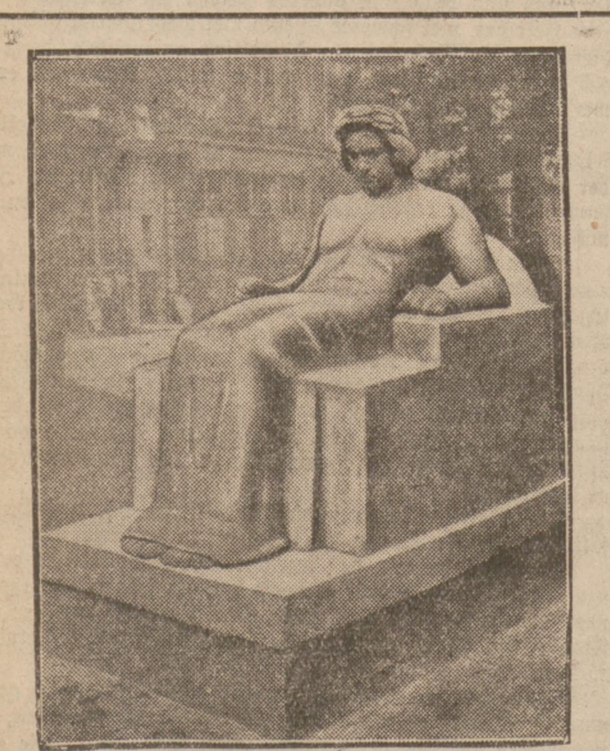
Die Wartezeit ist lang: die Nachbarn werden müde, die Verwandten des Bräutigams ebenfalls und alle kehren in die Häuser zurück. Nur der kleine Malteser bleibt unentwegt auf seinem Posten.

Als gegen Abend der Leichenwagen der Gemeinde erscheint, um die kleine Leiche zum Friedhof zu überführen, versammeln sich wieder alle vor der Tür.

Der kleine Fichtensarg ist bereits zugenagelt, er wird schon gehoben, um auf den Wagen gestellt zu werden, als unter Verwunderungsschreien, Pfiffen und Geschimpfe der Menge Rosa Marenga strahlend und triumphierend — ein neues Findelkind im Arm — auftaucht.

„Da ist es! Da ist es!" schreit sie und zeigt es schon von weitem der Tochter, die zwischen Tränen hindurch lächelt, während sich der Leichenwagen langsam zum Friedhof in Bewegung setzt.

(Autorisierte Uebersetzung von Carl Georg Asperger.)



Das Beethoven-Denkmal für Bonn

eine überlebensgroße Granitstatue, die der kürzlich verstorbene Professor Breuer als letztes Werk geschaffen hat,

Der verschwundene Tizian

Skizze von Paul Richard Greiner.

Es geschah in einer der größten Galerien Italiens in der Mailänder Brera.

Aus der Sonnenglut des Domplatzes hatte er sich durch enge Straßen und Gassen hinein gerettet in die kühlen Säle, wo Meisterwerk neben Meisterwerk hängt. Große Bilder, mittlere und ganz kleine, darunter solche, die man bequem in die Tasche stecken kann.

Die Museumsdiener waren müde. Der Sonnenglast von draußen lastete auch hier auf ihren Lidern. Er senkte den Schlaf in ihre Augen, und die Brera war sozusagen leer.

Nur vor Raffaels „Verlobung der Maria" stand noch ein Häuflein Menschen.

Verzweiflung Nr. 1

Von Erich Kästner.

Ein kleiner Junge lief durch die Straßen
und hielt eine Mark in der heißen Hand.
Es war schon zu spät, und die Kaufleute maßen
mit Seitenblicken die Uhr an der Wand.

Er hatte es eilig. Er hüpfte und summte:
„Ein halbes Brot und ein Viertelpfund Speck."
Das klang wie ein Lied. Bis es plötzlich verstummte.
Er tat die Hand auf. Das Geld war weg.

Da blieb er stehen und stand im Dunkeln.
In den Ladenfenstern erlosch das Licht.
Es sieht zwar gut aus, wenn die Sterne funkeln.
Doch zum Suchen von Geld reicht das Funkeln nicht.

Als wolle er immer stehen bleiben,
stand er. Und war, wie noch nie, allein.
Die Rolläden klapperten über die Scheiben.
Und die Laternen nickten ein.

Er öffnet immer wieder die Hände
und drehte sie langsam hin und her.
Dann war die Hoffnung endlich zu Ende.
Er öffnete seine Fäuste nicht mehr...

Der Vater wollte zu essen haben.
Die Mutter hatte ein müdes Gesicht.
Sie saßen und warteten auf den Knaben.
Der stand im Hof. Sie wußten es nicht.

Der Mutter wurde allmählich bange.
Sie ging ihn suchen. Bis sie ihn fand.
Er lehnte still an der Teppichstange
und kehrte das kleine Gesicht zur Wand.

Sie fragte erschrocken, wo er denn bliebe.
Da brach er in lautes Weinen aus.
Sein Schmerz war größer als ihre Liebe.
Und beide traten traurig ins Haus.

Wohl schon ein halbes Dutzend Mal war er in der Tür des Saales erschienen, den man hier allein dem Jugendwerk des Unsterblichen eingeräumt hat.

Dann war er immer wieder auf der Schwelle umgekehrt und in einem der kleinen Seitenkabinette verschwunden, wo das hing, was ihn seit Monaten, vielleicht jetzt schon seit Jahren immer und immer wieder gereizt hatte. Das kleine Bild, zu dem er an jedem neuen Tage wieder zurückgekehrt war.

Ein ganz kleines Bild, aber ein Meisterwerk des Tizian. Ein Porträt. Es stellte das Oberhaupt eines venezianischen Adelsgeschlechtes dar.

Auch unter den Kopisten der Brera hatte man ihn bemerkt. Mit Pinsel und Palette war er erschienen, um das Wunderbild nachzumalen, von dem er glaubte, daß es ihm ersehnte Schaffenskraft wiederschenken würde.

Aber was war diese Kopie. Eine elende Stümperei, ein trauriges Surrogat, dessen Besitz ihm niemals die Kraft geben würde, die von dem Original selber auf ihn ausging.

Alle Saaldiener kannten ihn. Mit dem abgetragenen Schlapphute und der verschossenen graugrünen Joppe war er ihnen allen eine schier mit der Brera verwachsene Erscheinung. Jeder einzelne unter den Angestellten wäre erstaunt gewesen, wenn der seltsame Kauz von Maler, der nur immer diesen einen Tizian studierte, eines schönen Tages gefehlt hätte.

Und nun ist die Mittagsstunde da. Um zwei wird die Galerie geschlossen. Aber heute, an diesem heißen Augusttage drängen sich die Besucher schon lange nicht mehr. Auch die wenigen Bewunderer der „Verlobung der Maria" sind jetzt gegangen, einer nach dem anderen, und nur die schläfrigen Saaldiener nicken auf Stühlen und Bänken der Brera herum.

Da klingt ein leiser, dem Ohre kaum vernehmbarer Laut aus dem kleinen Seitenkabinett, in dem das Porträt des venezianischen Grafen von Tizian hängt. Die Diener müßten ihn eigentlich vernehmen, aber die furchtbare Hitze, Schlaf und Gewohnheit haben sie samt und sonders abgestumpft.

Diese so entsetzlich mürbe machende Pflicht, hier vor den Bildern Tag für Tag, Stunden um Stunden zu sitzen, zu stehen, vorüber zu gehen, läßt sie allen diesen seltsamen verbrecherischen Ton überhören. Es ist ein schriller, kratzender und doch ganz leiser Ton!

Eine scharfe Klinge fährt da über altes, über uraltes Holz, das mit Leinwand überzogen ist, einmal, zweimal, dreimal, viermal... und das weint und stöhnt... leise, ganz leise... und dann knacks, knacks...

Endlich klirrt es, als sei etwas zu Boden gefallen, wie aus zitternden Händen — aber die Diener nippen noch immer an Morpheus' mohngefülltem Kelche, und ihre Köpfe sind ihnen schwer auf die Brust herabgesunken. —

Der Diebstahl wird erst am folgenden Morgen entdeckt. Der Tizian ist verschwunden. An der Wand lehnt der leere Rahmen, aus dem man das Bild, das unersetzliche, kunstgerecht herausgeschnitten hat.

Die Presse bemächtigt sich des Falles. Mailand, Italien, die halbe Welt geraten in Aufregung.

Der Verdacht der Saaldiener lenkt sich natürlich auf den alltäglichen Besucher der Galerie, der sich immer als der größte Bewunderer dieses einzigen Tizian gezeigt hat. Vor allem einer der Diener beharrt auf dieser Anzeige und gibt interessante Einzelheiten bekannt.

Die Polizei ist verständigt. Sie fahndet nach dem sogenannten „Maler", dem Dieb, wie sich jetzt herausgestellt hat. Aber noch ehe sie zu einem Ergebnis gelangt, trifft schon bei der Verwaltung der Brera eine anonyme Sendung ein. Sie enthält den gestohlenen Tizian, unversehrt, nur an den Rändern, wo das scharfe Federmesser über die Leinwand fuhr, ein ganz klein wenig verletzt.

Und dabei liegt ein Zettel: „Ich gebe der Brera ihr Eigentum zurück, um das ich sie Monde um Monde beneidet habe, das ich ihr nicht gönnen konnte und in einem Augenblick des Wahnsinns endlich doch entrissen habe. Denn der Besitz des Kunstwerks gibt nicht die göttliche Kraft. Ich bin nur ein armer Narr, kein großer Künstler und kein Tizian! Mein Weg führt in unbekanntes Land. Ein Unglücklicher."

Von dem „Maler" hat man in Mailand nie wieder etwas gehört. Aber wenige Tage nach dem Diebstahl in der Brera haben Agonfischer im Comersee eine Leiche aufgefangen, die niemals erkannt worden ist.

Schwieriger Berufswechsel

Humoreske von Michael Soschtschenko.

Waska Tjapkin war Taschendieb von Profession. Er arbeitete hauptsächlich in der Moskauer Straßenbahn.

Deshalb brauchen Sie ihn nicht zu beneiden, lieber Leser! Ein Beruf, der nichts trägt: Da glitscht man in eine Tasche, und was ist schon? Ein Feuerzeug vielleicht! Oder ein Taschentuch, oder zehn Zigaretten, oder, sagen wir, die letzte Gas- und Elektrizitätsrechnung.

Eine Kinderei — ganz einfach — aber kein Beruf.

Der Teufel weiß, wo heutzutage das Publikum seine Pretiosen verwahrt: Brieftasche, Uhr und dergleichen.

Ein schlechtes Volk lebt heutzutage! Sperr' nur beide Augen auf, daß sie dir selbst nicht das Deine aus der Tasche ziehen. Sie tun's, sehr einfach. Du beschäftigst dich gerade mit der Tasche des Schaffners — und eins, zwei! — schon hat man dir was geklaut, Teufel noch einmal!

Hm, ja nun... Wertgegenstände! Die Leute tragen sie sicherlich aus lauter Bosheit auf der Brust oder gar auf dem Bauch. Diese Stellen sind zart und vertragen kein Kitzeln. Wenn du nur mit dem Finger daran tippst — gleich gibt es ein Halloh! „Haltet den Dieb!"... Einfach scheußlich! Ein elender Beruf!

Ein alter Einbrecherpraktikus riet Waska aus reinem Herzen, doch einen anderen Beruf zu ergreifen. Das heißt — nur einen Wechsel seiner Spezialität!...

„Jetzt ist noch Sommer!" sagte er. „Du müßtest in die Villenvororte hinausfahren, Bruder. Such' dir da eine nette Villa aus und knacke, knacke nach Herzenslust. Ueberdies hast du auch die gute, frische Luft. Euer einer könnte leicht mal die Schwindsucht bekommen, noch eh' man's gedacht."

Schon richtig, dachte Waska. Da arbeitet man wie ein Elefant, und was kommt heraus? Ich fahr! schon besser in die Vororte. Da ist die Luft rein und ein ganz anderes Arbeiten. Ich bin wirklich herunter, das ist schon so mit der Schwindsucht.

Also fuhr Waska nach Pargolowo.

Er spazierte Chausseen und Straßen auf und ab. Die Luft war prächtig. Aber er hatte darum nicht mehr zum Leben. Zudem reizte die frische Luft seinen Appetit: er hätte immerzu futtern können. Als ob ein Loch in seinem Magen wäre!

Also begann sich Waska eine Villa auszusuchen. Und bald erblickte er eine wunderbare Villa, mit einem Schild am Zaun: „Dr. Korjuschkin, Frauenarzt."

Aha! dachte Waska, ein Arzt! Desto besser! Solche Leute haben Silber im Büfett.

Anfangs steckte er sich in die Büsche, die den Garten der Villa umgaben. Er wollte sich erst mal ein bißchen umsehen ... und so sah er folgendes:

Eine Wärterin mit einem kleinen Bourgeois — vielleicht fünfjährig — kam in den Garten. Sie hielt sich auf den Wegen und der kleine Junge lief vor ihr her und spielte. Spielzeug hatte er eine ganze Menge: Puppen, eine kleine Fabrik, Lokomotiven... Aber da war noch etwas besonders Interessantes — ein Kreisel, wie es schien. Man brauchte ihn nur aufzuziehen, so brummte er furchtbar und drehte sich wie ein Karussell.



Die Pfingstfahrt im Frack

Eine lustige Pfingstgeschichte von Regina Berthold.

„Sie sind ein verflucht unmoderner Kauz, so unmodern wie Ihr Name, Professor Morgenrot!“

„Wieso unmodern?“ antwortete er in seiner langsamen, sorgsam betonten Sprechweise. „Wie wollen Sie die Neuzeitlichkeit eines Namens begründen? Stammt nicht auch Ihr Name aus einem früheren Jahrhundert, wie ich an Hand meines letzten wissenschaftlichen Werkes über Familiennamen unschwer beweisen kann?“

„Quatsch! Verstehen Sie?“ Bankier Kaps drehte dem langen Professor den Rücken zu, wandte sich aber wieder schnell um. „Wissenschaftlich beweisen! Lächerlich! Schere mich den Kuckuck um Ihre Beweise! Zeit ist Geld! —, mein Prinzip. Bis ich Ihren Namen ausgesprochen habe, vergehen gut zehn Sekunden! — Und nun, Professor, wollen Sie, oder wollen Sie nicht?“

„Freilich will ich, wenn ich nicht störe...“

„Stören? Quatsch! Aber pünktlich erscheinen, Professor! Pünktlich ein Viertel nach elf Uhr. Zeit ist Geld! Bei mir muß es flutschen!“

„Ein Viertel nach elf Uhr? Das ist unmöglich!“

„Schon wieder der altmodische Gelehrte! Unmöglich — das Wort kenne ich nicht. Ausgestrichen aus meinem Lexikon! Alles ist möglich, was der Mensch will, und der moderne Mensch...“

„Gehen Sie mir fort mit Ihren Schlagworten, lieber Herr Kaps“, sagte Professor Morgenrot mit sanftem Sarkasmus. „Es geht doch nicht. Bis elf Uhr ist Festaktus zur Einweihung der neuen Turnhalle. Wie soll ich in einer Viertelstunde nach Hause fahren, mich umziehen? Und wenn ich noch so modern bin — es geht nicht.“

Der Bankier stutzte, dann sagte er schnell gefaßt:

„Und es geht doch! Hören Sie zu: Um elf Uhr ist Ihr Aktus aus. Unterdes kommt Ihre Gemahlin mit dem Reiseanzug und der Schachtel für die Angströhre ins Gymnasium. Den Koffer können Sie zuerst mitnehmen. Sie eilen ins Lehrerzimmer, ziehen sich um; mein Wagen steht am Tor. Sie steigen ein, der Koffer wird aufgeschnallt und einviertel zwölf Uhr sausen wir ab. Oder fürchten Sie sich vor der Autofahrt?“

„Nicht doch, lieber Freund. Wenn Bankier Kaps am Steuer sitzt, ist man gut aufgehoben.“

„Sehen Sie?“ Er war sichtlich befriedigt. „Also, abgemacht! Morgen um die bestimmte Zeit. Und nun — Glück zu!“

Professor Morgenrot eilte mit langen Schritten heim. Er hatte dem hoffnungsvollen Sprößling des Bankiers die letzte Nachhilfestunde vor dem Pfingstfest erteilt — eine wenig erfreuliche Arbeit — und rüstete sich nun zu einer geologisch-historischen Forschungsfahrt durch das Rheinland, an der er von Regierungs wegen teilnehmen sollte. Und statt der langweiligen Eisenbahnfahrt von der Mitte Deutschlands bis nach Würzburg, wo sich die gelehrten Herren treffen sollten, wollte ihn Freund Kaps in seinem schönen Benz-Wagen mitnehmen.

Die praktische Frau Professor schüttelte den Kopf

„Eile mit Weile! Du fährst sicherer mit dem Schnellzug.“

„Ich kann es dem Kaps nicht abschlagen. Ueberdies fährt auch seine Gattin mit. Die beiden wollen zum Besuch der Schwiegereltern nach Mannheim fahren. Ich bitte dich, mache es möglich.“ —

Am nächsten Tage.

Der Festaktus war vorüber. Professor Morgenrot, nun aller Schulpflichten ledig, trat im Frack und weißer Halsbinde, den Zylinderhut auf peinlich geglättetem Scheitel, aus dämmerigem Raum in den prallen Pfingstsonnenglanz. Da, im Schulgarten stand, nüchtern und hausbacken, seine getreue Eheliebste, wartend; aber ohne Karton und Hutschachtel. Der lange Professor trat auf sie zu.

„Hast du alles oben, Frau?“

Sie drehte suchend und bestürzt den Kopf nach allen Seiten.

„Die Emma ist noch nicht da. Ich gab ihr beides zu tragen, postierte sie auf dem Vorderstandplatz der Straßenbahn und setzte mich in den Wagen. Da sah ich gerade noch, wie sie auf dem Marktplatz in die Bahn umstieg, die nach dem Bahnhof zu fährt. Ob sie gedacht hat, du fährst mit dem Zug?“

Professor Morgenrot, der immer Geduldige, stampfte mit dem Fuß auf. „So 'n Unsinn! Wenn Dienstmädchen denken, ist es immer verkehrt. Was machen wir da?“

Gellender Hupenton vom Tore her. Eben kam in eleganter Kurve der braunrote Reisewagen des Bankiers heran, hielt, wie ein schnell pariertes Pferd, gerade vor dem Tore. Die beiden lederverhüllten Insassen winkten herüber.

„Noch nicht fertig?!“ schrie Bankier Kaps dem Profesor über die Köpfe der heranströmenden Jugend hinweg zu. Der Professor schwenkte seinen glänzenden Zylinder; seine Frackschöße flogen. Fassungslos berichtete er sein Mißgeschick.

Der Herrenfahrer runzelte die Stirn.

„Gut also! Eingestiegen!“ rief er mit schnellem Entschluß. „Wir fahren zum Bahnhof, da muß das Mädel sein. Sie nehmen den Karton mit dem Anzug, geben Ihren Glanzhut ab und ziehen sich im ersten Gasthause, wo wir Station machen, um. Nun, Unglücksmensch, was zögern Sie noch?“

Der Professor schaute an sich herunter, was immerhin etwas länger dauerte als bei anderen Menschen, dieweil er ziemlich zwei Meter in der Höhe maß..

„Sie sind ein bekannter Sportmann, Herr Kaps. Zu Ihrem Dreß und dem Ihrer Gattin paßt mein Frack mit der weißen Halsbinde schlecht.“



Pfingstliche Landschaft
nach einem Gemälde von Hugo Darnaut.

„Stört mich wenig, Freund. Steigen Sie ein, wir haben schon fünf Minuten unnütz vertrödelt, und Zeit ist Geld!“

Was blieb dem langen Professor anderes übrig? Bankier Kaps hatte schon die Seitentür geöffnet. Auf dem Vordersitz neben ihm saß Frau Kaps, ein wenig spöttisch lächelnd, auf einem der Hintersitze des Viersitzers stauten sich drei Koffer, obenauf, allerlei Schriften und die nötigen Reisesachen enthaltend, der des Professors. Dieser ließ sich auf das Lederpolster des vierten Sitzes fallen und stemmte die langen Beine so hoch wie möglich. Noch ein Winken nach der Frau Professor, der Motor sprang an, das bunte Fähnchen auf dem Kühler flatterte lustig zu dem gleichmäßigen Singen des Motors.

Auf dem Bahnhof — nichts! Man hatte das Mädel umherirren sehen, aber sie war wieder fortgelaufen. Was tun? Der schneidige Bankier entschied auch hier. Ein Mantel und ein altes, verschossenes Lodenhütchen fand sich im Seitenkasten des Autos vor, der Zylinderhut kam, wie ein Topf, auf den Boden zu stehen, und der viel zu kleine, in allen Farben schillernde Hut wurde dem Professor auf den Schädel gedrückt. Der Mantel aber mußte, so gut es ging, die Festlichkeit des Fracks verhüllen.

Sonderbar genug, ein moderner Ritter von der traurigen Gestalt, so hockte Professor Morgenrot im Auto, hielt krampfhaft mit einer Hand die rutschenden Koffer fest, mit der anderen sein Jägerhütchen, und kam sich sehr deplaciert vor hinter den Lederjacken der reichen Freunde.

So ging es zur Stadt hinaus. Da stand wartend ein funkelnagelneuer Horch-Wagen, blau wie der Frühlingshimmel selbst. Ein junger Fabrikbesitzer, Sportfreund des Bankiers, winkte dem Heranfahrenden zu. Man begrüßte sich, und es stellte sich heraus, daß Richard Wiedner dasselbe Ziel hatte.

„Weißt du“, meinte er halb verlegen, „ich habe heute meine erste größere Fahrt. Du als gewiegter Fahrer sollst mich ein wenig ins Schlepptau nehmen, weißt auch die Straßen besser. Ich halte mich immer in einiger Entfernung hinter dir, dann kann es mir nicht fehlen.“

Siebzig-Kilometer-Fahrt! —

Blütenbäume tanzten vorüber, hohe, ernste Tannen, altersgraue Felsen, schimpfende Spaziergänger, flüchtendes Hühnergesindel. Durch Thüringen ging die rasende Fahrt. Der neue blaue „Horch“-Wagen ebenso in angemessener Entfernung hinter der Staubwolke des „Mercedes“ her, wie die Kinder Israel ihrer Rauchwolke in der Wüste gefolgt waren. Man war schon durch Greiz und Schleiz gekommen und fuhr geraden Wegs auf Bad Steben zu, als Bankier Kaps, der wirklich ein todsicherer Fahrer war, doch in die Irre kam.

Eine Sackgasse! Der Weg mit Brettern vernagelt!

Kaps fluchte.

„Daß mir so etwas passieren muß, mir! Und ausgerechnet heute, wo mir der Wiedner auf den Fersen ist!“

Verzweifelt schaute er sich nach einem Ausweg um. Professor Morgenrot, froh der kurzen Pause, stand und schüttelte sich. Seine langen Beine waren ihm ganz klamm geworden, die Hand lahm, die das balancierende Jägerhütchen auf dem Kopfe festhielt. Unterdes war auch der blaue „Horch“ in die Sackgasse eingebogen, und sein Insasse wunderte sich nicht wenig, als er nicht weiterkonnte. Es gab ein Hin und Her von Neckreden und übelnehmender Abwehr.

„Da hat man's! Ist der Kaps, der größte Fahrer seines Jahrhunderts, doch mal fehlgelaufen!“ lachte Richard Wiedner.

„Spotte nicht! Wer weiß, wie du festsitzen würdest, wenn ich dich nicht geführt hätte! Kämst an die Nordsee, statt nach Würzburg! Aber wende jetzt, damit ich aus dem verfluchten Loch heraus kann!“

Seufzend setzte sich der Professor wieder zurecht; da sah der junge Fabrikbesitzer die rutschenden Koffer, und erbot sich gutmütig, einen derselben in seinen Wagen zu nehmen. Professor Morgenrot, froh der Gefälligkeit, gab den obersten, seinen eigenen, hinüber; dann drehte der Blaue bei, stob davon, und Bankier Kaps mußte sich knirschend bequemen, die Nachhut zu fahren.

Das reizende thüringische Land, im Sonnenglanz des Vorpfingsttages, huschte vorüber, immer romantischer öffnete sich die Gegend. Aber der Bankier ärgerte sich. Er als Führer, er als gewiegter Herrenfahrer und Kartenleser, mußte hinter dem Neuling folgen! Zudem störte ihn ein sonderbarer Ton, ein Knacken und Brechen, geheimnisvoll unter seinen Füßen arbeitend. Was mochte das sein? Der Motor sang geichtönend sein surrendes Lied; aber unten, zwischen den Rädern, schien etwas nicht in Ordnung zu sein.

Sollte er halten? Noch einmal dem Jüngeren gegenüber seine Ohnmacht zeigen und dessen Spott herausfordern? Er biß die Zähne zusammen. Veilleicht war irgendein Stein gegen die Teile des Triebwerks geschleudert worden und übte dort seine zerstörende Wirkung aus. Den Bankier überkam ein toller Mut. Nur schnell fahren — rasen! Ihm war, als müsse er dadurch das Verderben aufhalten, und vielleicht erreichte er noch das Ziel, bevor eine Katastrophe eintrat!

Der Motor stöhnte auf. Alleebäume huschten vorüber wie Schemen. Frau Kaps begann um ihr Leben zu bangen. Das Jägerhütchen war längst davongeflogen, des Professors lange Haarsträhnen flatterten hinterdrein, seine Frackschöße glichen Fahnen; denn in Angst war er aufgesprungen, bereit, sein kostbares Leben durch einen kühnen Sprung zu retten, wenn es zum Aeußersten kam.

Da — ein Knax, der durch den ganzen Wagen schütterte, der das Fahrgestell zittern machte! Mit groteskem Hopser flog der lange Professor in die Höhe und sank zusammengeknickt auf seinen Zylinderhut nieder. Frau Kaps, die sich mit beiden Händen angeklammert hate, verspürte eine Erschütterung ihrer rundlichen Sitzhälfte, und Herr Kaps landete unbeschädigt an der Seite des Wagens im dicksten Straßendreck.

Die Karre stand still!

Sie stand still — unwiderruflich! Ob der Bankier seine Augen, seine tastenden Hände überall herumführte, ob er, nun einmal grau vom Straßenstaub, auf dem Bauch unter den widerspenstigen Kasten kroch; es war nichts zu machen, nichts zu retten. Der Motor arbeitete brav weiter, aber seine Kraft verpuffte ungenutzt. Die Vorderräder hatten das Drehen nicht verlernt, aber hinten — hinten ging es nicht. Kein Zweifel, die Triebachse war gebrochen oder wenigstens der gußeiserne Mantel darum her. Wie sich später herausstellte, waren Bruchstücke desselben ins Differenzialgetriebe geraten und hatten die Kugelräder blockiert.

Nun saß man da und konnte nicht weiter!

Der blaue „Horch“ mochte etwas gemerkt haben. Er kehrte zur Unglücksstelle zurück und sein Insasse lachte schadenfroh. Neuer Grund für den stolzen Fahrer Kaps, sich über den Neuling zu ärgern!

„Was ist los? Kann ich helfen?“

„Lächerlich! Du — und mir helfen? Helfe mir selber! Mach', daß du fortkommst! Auf Wiedersehen im Adac.“

Richard Wiedner, der Höhnisch-Hilfreiche, zuckte, so abgewimmelt, mit den Achseln, drehte um, sauste davon. Kaps stand

da, biß sich die Lippen blutig in unterdrückter Wut; aber es half alles nichts, das Mißgeschick wurde dadurch nicht geringer.

Frau Kaps war eine praktische Frau, die gar nichts vom Schimpfen und Lamentieren hielt. Sie schaute umher, ob nicht Hilfe in der Nähe wäre, und der lange Professor im Frack und weißer Halsbinde rannte aufgeregt, als ob er etwas dazu tun könnte, immer rund um den Wagen herum. Da tauchte weit drüben im Feld ein Ochsengespann in gemütvoller Langsamkeit auf, geführt von einem alten Bauer.

„Morgenrot! Rennen Sie mal hin, Sie haben die längsten Stelzen! Der Mann soll uns seine Ochsen borgen, damit wir Ochsen wenigstens vom Fleck kommen!“

Und über Aecker und Felder hinweg rannte der lange Abgesandte winkend und rufend. Einige Geldscheine machten den Bauer gefügig; er brachte sein Gespann herbei, und nachdem alle im Schweiß ihres Angesichts, mitten in der prallen Nachmittagssonne, die Tiere in höchst erfinderischer Weise dem Auto vorgespannt hatten, hockte der Bauer vorn auf dem Kühler, und zurück ging die Fahrt.

Ein drastisch komischer Zug, der da in den festlichen Badeort just um die Zeit des Kaffeekonzerts einrückte! Vorn das Rindviehgespann, hinten der Lange und der Dicke, die jeder eines derfeststehenden und elend nachschleifenden Hinterräder im Schweiß ihres Angesichts vorwärts bugsierten und dem gewaltigen Schleudern und Schleifen mit aller Kraft zu steuern suchten. Einer im Ledermantel, der andere immer noch im Frack; denn an ein Umziehen war jetzt gleich gar nicht mehr zu denken, dieweil Richard Wiedner des Professors Koffer in seinem Wagen hatte.

Auf dem Kurplatz in Bad Steben rief diese sonderbare Prozession schallendes Gelächter hervor. Das war ein besonderer Scherz für die festlich gekleideten Badegäste!

„Der neueste Typ!“ schrien die Gassenjungen. Auf die zweideutige Wirkung des Ochsengespanns wurde lachend hingewiesen, während die Verunglückten das Ganze durchaus nicht für komisch ansahen, und Frau Kaps, etwas zurückbleibend, sich anstellte, als ginge sie die Sache gar nichts an.

Mit der verachteten Eisenbahn ging es am nächsten Tage weiter nach Würzburg, während der schöne Mercedes-Wagen, wohlverladen, nach der Heimat zurücktransportiert wurde.

Richard Wiedner war unterdes mit seinem Blauen nach Würzburg weiter gebrummt. Stolz schwellte seine Brust. Er, der Neuling, hatte den gewiegten Herrenfahrer geschlagen! Und im Gefühl seiner Gehobenheit verpaßte er den Weg und kam, statt westlich nach Würzburg, immer weiter nördlich ab, überfuhr Wegweiser, und merkte die Fehlrichtung erst, als er beinah mit der Nase an einen Zeiger angefahren wäre, darauf geschrieben stand: Nach Kassel — sechzig Kilometer.

Ein wenig gedemütigt kehrte er im nächsten Gasthause ein. Draußen standen, geduldig wartend, mehrere Autos, drinnen saßen deren Besitzer beim Wein, in der Vorstimmung des Pfingstfestes. Richard Wiedner kannte den einen; man begrüßte sich und blieb sitzen, bis es zu spät zur Umkehr war, wie das auch in anderer Beziehung dem Menschen geschehen kann. —

Der nächste Tag — Pfingstsonntag — sah, trotz festlichsten Frülingswetters, ein richtiges Drama auf der Straße, die nach Würzburg einlenkt. In der Adac hatten die Verunglückten vergebens nach Richard Wiedner gefragt; er konnte also noch nicht da sein. Nun standen die beiden, Professor Morgenrot im Frack, der nach und nach den Grauton des Staubes angenommen hatte und wild zerzaust den langen Mann umschlotterte, auf einer Seite der Straße, Bankier Kaps verärgert und zapplig auf der anderen, um auf den blauen „Horch“ zu warten.

Stunde um Stunde verging. Unzählige Autos rasten vorbei, pfingstliche Menschen gingen lachend vorüber. „Jetzt kommt er!“ Aber nein, es war ein Lastauto, mit Maien geschmückt, voll Ausflügler. „Jetzt kommt er!“ Aber nein, es war eine Autodroschke aus der Stadt. Bis endlich doch die Geduld der Ungeduldigen belohnt wurde.

Richard Wiedner bremste und zeigte ein schadenfrohes Grinsen.

„Wir haben uns nichts mehr vorzuwerfen. Freund Kaps, du mit deiner Panne, ich mit der falschen Richtung. Steig' ein, alter Junge! Ich bringe dich in die Stadt, aber der Professor muß laufen, der findet in dem Zweisitzer neben dir Dicken nicht Platz.“



Pfingstwanderung

So blieb dem derangierten, befrackten Gelehrten nichts anderes übrig, als mit beflügelten Langbeinen dem blauen „Horch“ nachzulaufen, bis er endlich im Hotel mit seinem Koffer frohes Wiedersehen feiern konnte.

Noch lange dachte er an diese verunglückte Pfingstfahrt zurück, und wich dem Bankier ängstlich aus, damit der ihn nicht wieder mit einer Einladung zu einer Autofahrt beehren konnte.

Der unfreiwillige Vermittler

Von Alfred Carl Brieger.

Der unfreiwillige Vermittler ist ein springlebendiger, kleiner Terrier mit hübsch gezeichnetem, dreifarbigem Kopf.

Diese kleine Geschichte — sie ist nicht erfunden, sie ist wahr, ich habe alles selbst mitangesehen — begann aber nicht mit dem Hunde, sondern mit einem funkelnagelneuen, geklinkerten Doppelpaddelboot.

Es schaukelte leise auf dem Flusse, dessen spielerisches Wellengekräusel in der leuchtenden Pfingstsonne glitzerte; ich konnte es von meinem versteckten Beobachtungsposten im Ufergebüsch gut betrachten, ohne daß der junge Insasse mich wahrnehmen konnte.

Nun dürfte ein Doppelpaddelboot zu Pfingsten eigentlich nur seiner einzig wahren Bestimmung dienen, und ich konnte dem jungen Paddler trotz guter zwanzig Meter Entfernung vom Gesicht ablesen, daß er da ganz genau so dachte, wie ich als verborgener Zuschauer. Er sann ein wenig verträumt, fast wehmütig sogar, wie mir schien, vor sich hin: Jetzt habe ich das schöne, neue Boot, an den Ufern blüht der Mai, und ich gleite hier mit meiner jungen Sehnsucht allein auf dem Flusse...

Ja, mein lieber Junge, sagte ich mir mit gutgemeintem Spott, du hättest eben vorsorgen müssen, mit dem Boot allein ist es freilich nicht getan. Na, ich will dir von ganzem Herzen wünschen...

In diesem Augenblick machte sich am andern Ufer der Terrier bemerkbar. Er traf mit all der überschüssigen Energie in Erscheinung, die junge Terrier nun einmal auszeichnet, seine Sprünge taten seinen Gelenken alle Ehre an, und es war mit einem Male vor lauter Gebell und Plantscherei am Flußufer unheimlich lebendig geworden.

Wo sich ein Terrier zeigt, wird sein Besitzer nicht weit entfernt sein, wenn es auch eine Angewohnheit der Terrier ist, ein tüchtiges Stück voraus, die Gegend zu erkunden.

Hier war es eine Besitzerin, biegsam und schimmernd wie die Birken am Ufersaum, frühlingsjung wie der Mai, strahlend wie die Pfingstsonne über der Landschaft...

Unwillkürlich hob ich lauschend den Kopf... klang nicht ein silbernes Klingen aus der Höhe zu mir heran? Lachte da nicht in den Bäumen der Mai...?

Donnerwetter, hatte sich mein Paddler plötzlich verändert! Alle Wehmut war wie weggeblasen, straff richtete er sich in seinem Boote auf, und nahm den Terrier aufs Korn. Mit Waidmannskenntnissen kann ich wenig Staat machen, aber ich glaube, so sammelt der Jäger auf dem Anstand seine Aufmerksamkeit.

Terrier werden allerdings nicht zum jagdbaren Getier gezählt, auf alle Fälle mußte aber der Paddler ein großer Hundefreund sein, denn er ließ kein Auge von dem braun- und schwarzgefleckten Gesellen, der fröhlich im seichten Wasser am Ufer plantschte. Du dummer Kerl, dachte ich mir, sieh dir doch lieber das blonde Mädel an und denk an dein Doppelpaddelboot und seine einzig wahre Bestimmung!

Doch der Paddler hatte offenbar seinen Kopf für sich. Er winkte, er pfiff, er rief „Terry“ und „Flock“ und „Rolf“ und ein Dutzend anderer Hundenamen — sie schienen alle verkehrt zu sein, der Hund plantschte seelenruhig weiter.

Das schimmernde, blonde Mädchen stand am Ufer, lächelte das verträumte Lächeln, mit dem die Jugend den Frühling grüßt, und betrachtete das zarte Pastellbild der leuchtenden Birken am Flusse — von dem Paddler schien sie keine Notiz nehmen zu wollen. Sonst hätte sie ihm doch zurufen können, wie der Hund wirklich hieß. Warum tust du das nicht? dachte ich, siehst du denn nicht, daß das Boot ein Doppelpaddelboot ist — interessiert dich das denn gar nicht ein wenig?

Als Hundefreund schien der Paddler aber doch Bescheid zu wissen, wie man die Aufmerksamkeit eines Terriers mit Sicherheit erregen kann. Er kramte in seinem Rucksack und brachte eine Wurst zum Vorschein, schnitt ein Ende ab, und ließ es aufreizend an der Schnur in der Luft baumeln.

Die Fixigkeit von Terriern ist über allen Zweifeln erhaben — der gefleckte, kleine Kerl war schneller an das Boot herangeschwommen, als ich das hier berichten kann; der Paddler zog ihn herein, und der Hund tat sich an dem begehrten Happen gütlich.

Das biegsame Mädel stand lächelnd am Ufer, betrachtete die Birken und wollte den Paddler und sein Doppelboot noch immer nicht der leisesten Aufmerksamkeit würdigen.

Nach beendeter Mahlzeit wollte der Terrier prompt ins Wasser zurückspringen — Hunde sind eben nicht so wohlerzogen wie Menschen, danken nicht für Leckerbissen und bleiben nicht aus Höflichkeit, wenn es nichts mehr gibt. Er wollte, aber er konnte nicht — der Paddler hatte ihn, während er mit der Wurst beschäftigt war, ganz kurz im Boot angebunden.

Natürlich begann der Hund mörderisch zu bellen, er zappelte, strampelte und japste, der Paddler lachte aus vollem Halse —

„Komm, Putzi, komm,“ lockte das Mädel vom Ufer. — „Lassen Sie den Hund los!“ rief sie dann, es sollte heillos zornig klingen, aber ich konnte aus ihren hellen Augen das mühsam gebändigte Lachen schimmern sehen — der junge Bootsinsasse winkte fröhlich auffordernd mit dem zweiten, unbenutzten Paddel — wieder fing ich ein silbernes Klingen auf... doch, das mußte der Mai sein, der hoch oben in den leuchtendgrünen Birken lachte...

Von hier bis zum Ende der kleinen Begebenheit — wenigstens soweit ich sie verfolgen konnte — vergingen nur noch ein paar Minuten. Hier die Worte, die, wie Tennisbälle vom Ufer zum Boot, vom Boot zum Ufer flitzten — es läßt sich denken, daß ich meine Ohren spitzte:

„Komm, mein Putzichen, komm!“

„Na, geh, Putzi hopp, geh zu Frauchen!“ Der angebundene Hund bellt aus voller Kehle, das Boot schwankt, der Paddler will sich ausschütten vor Lachen, das Mädel droht mit dem Finger und weiß nicht, ob es lachen oder schelten soll...

„Sie sollen meinen Hund nicht ärgern!“

„Ich hab' ihm doch Wurst gegeben.“

„Das ist mein Hund! Lassen Sie ihn los!“ Er läßt ihn nicht los — ich hätt's auch nicht getan!

„Darf ich ihn nicht ans Ufer bringen?“

„Soll ich Ihnen noch eine Einladung schicken?“

Allerlei Pfingstbräuche

Schmückt mit Maien das liebliche Fest... vor jedem Hause steht der Pfingstmaien, die zitternde Birke im bräutlichen Schmuck der grünen Schleier, in jeder Stube stehen Büsche von grünen Pfingstmaien wie festliche Lauben. Das Pfingstfest fiel auf den 1. Mai, das war ein Entgegenkommen gegen die alten Deutschen, die am 1. Mai von altersher ihr Frühlingsfest zu Ehren des Donar gefeiert hatten. Als dann später das Pfingstfest anders gelegt wurde, gingen viele der Frühlings- und Maibräuche mit auf diesen Tag über. Zum Beispiel ist noch heute an vielen Orten Sitte, nicht nur die Häuser, sondern auch die Haustiere zu schmücken, und der „Pfingstochse“ ist eine vielfach vorkommende Erscheinung.

Ebenso erfreut sich der sogenannte Pfingstzug oder Pfingstritt an vielen Orten großer Beliebtheit. Dieser Pfingstritt ist eine Art Wettreiten, bei dem die festlich geschmückten Burschen versuchen müssen, als Erster an ein gestecktes Ziel zu kommen. Wem das gelingt, der ist Pfingstkönig und bekommt zum Lohn einen mit Bändern geschmückten Baum; auch die anderen bekommen kleine Geschenke. Wer aber zuletzt ankommt, wird ausgelacht und wird „Wasservogel“, und ihm spielt man gar übel mit, denn der arme Bursche wird, wie er geht und steht, in den Dorfteich geworfen und muß aus eigener Kraft das Ufer wieder erreichen. Kein einziger springt ihm bei. An einigen Orten wird dem armen Wasservogel vorher noch das Gesicht schwarz angemalt, so ist es zum Beispiel in Oesterreich Sitte. —

In manchen Gegenden ist man barmherziger und wirft statt des echten Wasservogels nur eine reich mit Frühlingsblumen geschmückte Strohpuppe ins Wasser. Diese Puppe wird vor Beginn des Pfingstritts durch das Dorf getragen, und der Bursche, der sie trägt, sagt vor jedem Hause einen Spruch her.

„Da kommen die armen Pfingstknecht,
Sie hätten gern das Pfingstrecht:
Ein Stückchen Speck oder zwei Eier,
Oder 'ne Hand voll Mehl,
Daß es saure Knödel gibt.“

Bisweilen steht diese geschmückte Strohpuppe, der Wasservogel oder das Pfingstmännlein, wie man ihn auch nennt, hoch in Ehren. Dann ist er der Preis, den der Sieger im Pfingstritt bekommt und den er seiner Erwählten, der „Pfingstbraut“ schenkt. Gewöhnlich bringt die Pfingstbraut das Pfingstmännlein dann auf dem Giebel ihres Hauses an, wo es bis zum nächsten Pfingstfest bleibt. In dem Hause, auf dem das Pfingstmännlein steckt, kann dies Jahr über nur Gutes geschehen.

Eine besonders hübsche Pfingstsitte gibt es in Holland, wo ein kleines Mädchen als „Pfingstblume“ auf einen Wagen gesetzt und von alten Weibern herumgeführt wird, die um Festgaben bitten. Sehr alt ist auch die Einrichtung der Heiratsmärkte zu Pfingsten, die zu einer Zeit, als es noch die „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ gab, sich großer Beliebtheit in Stadt und Land erfreuten. Noch heute haben viele Städte ihre „Pfingstmärkte“ behalten, auf denen allerdings nur allerlei Kram feilgeboten wird. In jener alten Zeit stand besonders der Pfingstmarkt von Trier in hohem Ansehen. Dort wurden allerlei Bälle und sonstige gesellige Zusammenkünfte veranstaltet, bei denen nicht nur das Volk, sondern auch die gebildeten Stände Gelegenheit hatten, unter den Söhnen und Töchtern des Landes Umschau zu halten. Auch Heiratsvermittler fanden sich vielfach ein, so daß mancher der Besucher zu dem richtigen Ehegespons kam. Im Rheinland sind noch heute sogenannte „Brautversteigerungen“ üblich, das sind ländliche Feste, bei denen die Mädchen als Maibräute an die Burschen verlost werden. Aus mancher dieser Maibräute mag eine richtige Braut werden, da ja Spiel und Scherz nur allzu oft Vorläufer des wirklichen Lebens sind.

Ernster nimmt man diese Heiratsmärkte noch heute in Sibirien, wo die Mädchen am Pfingstmarkt herrlich geschmückt, in einem großen Saal an den Wänden Platz nehmen müssen. Dann werden die Türen geöffnet und die Burschen treten ein, um ihre Auswahl zu treffen. Die Mauerblümchen müssen im nächsten Jahre den Versuch, an den Mann zu kommen, wiederholen und manches Mädchen muß immer und immer wieder sich zur Wahl stellen — ob allerdings ihre Aussichten mit den Jahren bessere werden, ist zu bezweifeln. Doch ist die Hoffnung der freundlichste Begleiter des Menschen durch das Leben.

Pfingstzauber, Pfingstspuk mancherlei Art, — Uebermut und Frohsinn seltsam gepaart, — lachende Sonne am Himmelszelt, Pfingstglück und Freude in aller Welt!

Ein paar leichte Schläge lassen das Boot ans Ufer gleiten. Es berührt das Land mit der Spitze, in der der Terrier nicht angebunden ist.

Die Entfernung war jetzt zu groß geworden, ich konnte nur noch den Klang der Worte hören, nicht ihren Sinn verstehen. Der Paddler forderte das Mädel wohl auf, ihren Putzi selbst loszubinden; sie lächelte, zögerte, fragte, er gab Antwort, sie wies auf das Boot, er erklärte, hin und her flogen die Worte — endlich reichte er ihr die Hand, zog sie ins Boot — und Putzi, der unternehmungslustige Terrier, wurde trotz allen fordernden Bellens nicht losgemacht.

Langsam glitt das Doppelpaddelboot, nun doch noch seiner wahren Bestimmung zugeführt, auf dem Flusse dahin — vorn saß aufrecht, witternd und schnuppernd, der Hund, dann kam das schimmernde Mädel, hinter ihr der junge Bootsinhaber — in sanftem Gleichschlag tauchten die Paddel ins glitzernde, mit Sonnenkringeln betupfte Wasser ein...

Nicht weit von meinem lauschigen Versteck entfernt, beschrieb der Fluß einen Bogen und entzog das Boot meinen Blicken — nur ein helles Gelächter klang dann noch zu mir herüber, und ein silbernes Klingen aus der Nähe antwortete ihm... in den Bäumen lachte übermütig, allen Blühens und Werdens froh, der junge Sieger Mai...

Hochbefriedigt, ein Lächeln um die Lippen, Wärme im Herzen, richtete ich mich auf und sah auf den Fluß hinaus. Einen Wunsch sandte ich dem Boot noch nach auf seiner Frühlingsfahrt: Eine lange Fahrt voll wunderbarer Erfüllung sollte es werden, jene Fahrt ins Sehnsuchtsland aller Jugend, die stets im Mai ihren Ausgang nimmt...

Ein Ausflug

Von Wilhelm Scharrelmann.

Es war ein Pfingstmorgen, wie er im Buche steht. Auf allen Wegen, die von der Stadt aus ins Freie führten, wimmelte es von Ausflüglern. Die Straßenbahnen und Züge waren schon in der ersten Frühe überfüllt. Alles drängte in die leuchtende Herrlichkeit hinaus, die vor den Toren der Großstadt mit jungem Grün und sonnendurchfluteter Morgenstille darauf wartete, die ganze Fülle ihrer Schönheit vor den Tausenden von lichthungrigen Seelen auszuschütten, die zu ihr hinausströmten.

Auf den Chausseen, die von der Stadt aus über die Felder führten, war der Verkehr besonders stark. Wagen auf Wagen rollte an den Fußgängern vorbei, mit Maibüschen und bunten Fähnchen und Girlanden, die da draußen in den knospenden Wäldern auf ihren Freier zu warten schien.

Der Schreiber an der städtischen Registraturkanzlei Berthold ging mit seiner Familie bescheiden zu Fuß. Aber auch auf seinem trockenen Gesicht mit dem gelblich fahlen Teint lag ein Widerschein des herrlichen Tages, der wie ein junger Gott strahlend und voller Frische über die pfingstfeiernde Erde heraufgestiegen war. Er war mehrere Male nahe daran, ein Lied anzustimmen, aber jedesmal, wenn er eben ansetzen wollte, traf ihn ein vorwurfsvoll warnendes: „Aber Otto —“. Dann erstarb ihm das Lied auf den Lippen, und er begnügte sich mit einem Summen.

Seine Frau war eine Vierzigerin, mager und eckig und vor der Zeit gealtert wie ihr Mann. Die ganze Freudlosigkeit eines unter den Sorgen des Alltags verbrachten Lebens sprach aus ihren Zügen, und die faltige Bluse, die sie nun im wer weiß wievielten Jahre trug, war so abgetragen, verblichen, wie die Farbe ihrer Wangen. Sie sah mit müden, von heimlichem Neid erfüllten Augen auf die besseren Kleider der Spaziergängerinnen, die vor ihr vorüber ins Freie eilten. Ueberhaupt wäre sie am liebsten an diesem Tage zu Hause geblieben, wie sie es seit Jahren nicht anders gewohnt gewesen war. Aber Otto hatte diesmal durchaus nicht nachgeben wollen. „Schadet nicht“, hatte er gesagt, „wir wollen uns auch einmal unsers Leben freuen. Die Bluse ist immer noch anständig, Mathilde, und wenn wir Karlchens Schuhe noch einmal zum Schuhmacher schicken, wird es auch damit vielleicht noch einmal wieder gehen“.

Die Kinder, ja die Kinder! wenn die nicht gewesen wären! Aber bei Ottos Einkommen, das sich seit einer Reihe von Jahren nicht um einen Deut gebessert hatte, waren die Kinder eine Last, die mit jedem Jahre drückender wurde. Alle vier besuchten jetzt die Schule. Die beiden Knaben waren noch am leichtesten zu bekleiden. Aber Alma und Thea waren große Mädchen und wußten schon ganz gut, was ihnen stand und was sie als Töchter eines städtischen Registraturbeamten glaubten beanspruchen zu müssen. Und nun war Otto noch mit dem Plane gekommen, dieses Jahr einen Pfingstausflug machen zu wollen! In den Kopf gesetzt hatte er es sich, und auch die Kinder waren ganz wild geworden bei dem Gedanken. Darum hatten die Mädchen noch notwendig neue Strohhüte haben müssen und die Jungen ein Paar neue Hosen, weil die Sonntagshosen vor ein paar Wochen unbedingt hatten herabgesetzt werden müssen. Die vernünftigsten Vorstellungen hatten nichts gefruchtet, — und so hatte das Unglück seinen Lauf genommen.

Mit einem Packen fertig gestrichener Butterbrote, den jedes der Kinder durchaus hatte tragen wollen, wanderte die Familie nun ins Grüne hinaus. Mathilde das Herz voller Sorge und mit grämlicher Miene, Otto wie ein Jüngling seinen Spazierstock schwingend und leise durch die Zähne summend, seinen abgetragenen Ueberzieher vornehm über dem Arm. O, er hatte Mathildes Einwände durchaus gewürdigt, die Schwere ihrer Argumente durchaus nicht bestritten. Aber schließlich wollte man doch einmal Mensch sein, einmal frei sein von dem Staube der Arbeit und des ewigen grauen Einerlei.

„Denkst du noch immer an den Betrag für die Hüte der Mädchen?“ fragte der Schreiber leise zu seiner Frau. „Du kommst auf diese Weise wirklich zu keiner Pfingstfreude, Mathilde!“

„Wirklich nicht?“ fragte diese, „wie klug du bist! Als wenn ich überhaupt dazu kommen könnte! Ja, wenn die Kinder nicht wären und diese ewige Sorge um das tägliche Brot und — —“

„Ich bitte dich, Mathilde!“ unterbrach Otto sie mit einem flehenden Blick. „Nur heute nicht!“

Mathilde war keine zänkische Natur, aber die unausgesetzte Sorge in den fünfzehn langen, grauen Jahren ihrer Ehe, deren quälendes Einerlei sich wie Staub und Spinneweben auf sie gelegt, hatte ihr Herz eng gemacht und ihr fröhliches Mädchenlachen, das sie einst als kostbarste Mitgift mit in die Ehe gebracht hatte, erstickt und ihr Gesicht wie einen welken Apfel schrumpfen lassen.

Nach einer Stunde schritt man zum Frühstück. Die ganze Familie lagerte sich im Kreise auf einer Waldwiese und Mathilde öffnete das verheißungsvolle Paket.

„Wirklich!“ rief der Schreiber, der seinen krummen, von der ewigen Schreibarbeit gebückten Rücken ins Gras gestreckt hatte und in den lachenden blauen Himmel hinaufsah, der mit weißen Wolken, wie mit weißen, flatternden Fähnchen festlich geflaggt hatte, „wirklich! so wohl ist mir lange nicht gewesen!“

Die Kinder waren sämtlich derselben Ansicht und erwarteten mit wahrem Heißhunger die Verteilung des Frühstücks. Sorgfältig wurden die Vorräte geteilt. Aber alle Sorgfalt hatte ein Ende, wenn es sich um den Hunger von vier, stets halb satten Kindern handelt, die noch dazu durch einen Morgenspaziergang besonders empfänglich für eine Mahlzeit gemacht wurden. Nach kaum zehn Minuten war der sämtliche Proviant verzehrt, trotzdem Mathilde darauf gerechnet hatte, auch den Mittag davon bestreiten zu können.

„Was fangen wir nun zu Mittag an?“ fragte sie stirnrunzelnd.

„Ach, kommt Zeit, kommt Rat!“ tröstete Otto sie, der heute kein Stirnrunzeln sehen wollte.

Mathilde entgegnete nichts. Sie spannte ihren verschlissenen Grünseidenen, der noch aus ihren Mädchenjahren stammte, gegen die Sonne auf, und man zog weiter.

Ach, es war herrlich in dem frischen, frühlingsgrünen Walde. Die Drosseln pfiffen, und Otto behauptete, sogar eine Nachtigall zu hören. Es war allerdings nur eine Goldammer, aber alle nahmen ihren Gesang für den einer Nachtigall und lauschten andächtig und ergriffen. Sogar Mathilde wurde begeistert.

„Der Gesang der Nachtigall ist doch etwas Wunderbares!“ flüsterte der Schreiber lächelnd und ganz erfüllt von dem Glück des sonnigen Tages.

Alles wäre wunderhübsch gewesen, wenn der Mittag nicht näher und näher gerückt wäre und mit ihm die leidige Frage, wie und wo man den Hunger stillen sollte.

„Weißt du“, sagte der Schreiber endlich zögernd und vorsichtig zu seiner Frau, „ich möchte mal leichtsinnig sein! Wie wäre es, wenn wir einmal ausnahmsweise in einem Sommergarten zu Mittag äßen?“

Seine Frau starrte ihn an, als sei er plötzlich irrsinnig geworden. „Das kann doch dein Ernst nicht sein! Bedenkst du denn gar nicht den Kostenpunkt? Es ist der erste Pfingsttag heute und alles wird überfüllt und furchtbar teuer sein“.

„Nun, ich denke, wenn ich mein Taschengeld dafür hergebe und du eine Kleinigkeit vom Wirtschaftsgeld beisteuern könntest, müßte es gehen!“

Die Kinder waren wie verrückt vor Freude. Sie liefen durch den Wald und schrien sich gegenseitig zu: „Wir werden in einer



„Die Ausgießung des Heiligen Geistes“

ein Gemälde des niederländischen Meisters Jan Joest (um 1500).

Pfingstlegende

Von Kurt Eisner.

Sokrates, der weiseste aller Menschen, fühlte, daß der Schierlingstrank in seinem Leibe seinem Erfolge nahe war; seine Glieder waren starr und schwer. Da überflog er sein Leben. Er hatte die Kunst geübt, aus den Menschen die Vernunft herauszulocken. Er stellte so listig allerlei Fragen an sie, daß alle schließlich den Weg zur eigenen Menschenvernunft fanden; alle Griechen kamen zu sich selbst.

Niemand hatte sich dieser Macht entzogen. Alles dachte jetzt mit dem Verstande des Meisters. Nur sein Eheweib nicht. Aber das kam nur daher, weil ihn seine Frau erst gar nicht zum Fragen kommen ließ. —

Um so besser hatten die griechischen Bürger seine Kunst begriffen, und die Gefahr seiner Kunst. Wie, wenn er auch begönne, den Sklaven die sokratische Vernunft zu lehren, indem sie an sich die einfache Frage richteten: Warum bin ich Sklave? Das war offenbar gegen die Ordnung der Götter. Also wurde Sokrates wegen Götterlosigkeit zum Tode verurteilt. Und heiteren Gemütes trank er den Giftbecher. Wie aber nun seine Freunde sahen, daß ihr Meister alsbald von hinnen gehen würde, weinten sie. Da lächelte Sokrates und sprach:

„Weinet nicht, o meine Freunde. Denn jetzt werde ich in den Olymp meiner Seele eingehen. Meine rastlos fragende Seele wird fortan nicht gehemmt und beschwert durch die Häßlichkeit und Schrecklichkeit des Leibes, und meine Seele wird künftig die Menschen befragend zu reiner Antwort läutern. Kein Schierlingsbecher vermag den ewigen Flug meiner Seele zu senken. Niemand vermag mich mehr zu verfolgen, und, glaubet mir, des Sokrates Geist wird nun in allen Menschen leben und ihnen die Wahrheit erfragen. Dann werden selbst die Böotier menschlich weiser werden als die Gebildeten des Volks von Athen. Mein unsterblicher Geist wird in allen Köpfen fragen, und die unreinen Schlammbäuche wilder Triebe werden klar und leuchtend über die geglätteten, geschliffenen, hellen Kiesel vernünftiger Begriffe tanzen. Lachet drum, o meine Freunde, daß mich der Schierling von sinnlos einfältiger Verfolgung nun ganz befreite. Jetzt beginnt mein unsterbliches Leben.“

Mit diesen Worten auf den bläulich geschwollenen Lippen starb Sokrates. Seine Freunde aber gingen hinaus und verbreiteten die frohe Botschaft: Des Sokrates heiliger Geist ist aus der Gebundenheit des Lebens befreit zur Erde niedergefahren und sein Heim und Herd ist fürderhin in aller Menschen. Denken und Wollen! Befraget nur ernstlich eure Seelen, lauschet in eure Herzen, und Sokrates wird aus euch zu euch antworten!

So kündeten die Freunde. Und wahrhaftig, es begann ein mächtiges Fragen und Reden unter den Menschen. Sie stellten die Worte so künstlich wie Vogelfallen, daß sich auch der stumpfeste Geist in ihnen verfing und nicht mehr vermochte herauszufinden. Alles ward vernünftig. Man tat nichts, was nicht auf einem gesetzlichen Grunde beruhte und auf einer Einheit des Denkens; und alles, was die Menschen berichteten, leiteten sie von obersten Sätzen ab, die man ewige Wahrheit nannte. Aber ein finsterer Dämon schien sein Spiel mit den Worten zu treiben. Denn die Vernunft rechtfertigte den grauenvollen Wahnsinn, das Denken erdachte gaukelnden Aberglauben, und aus all den sinnreich gereihten Worten entsprang schließlich schamlos schmutzige Lüge.

Immer finsterer wurde die Welt und gequälter die Menschheit, der dann die Herrschenden und die weise Notwendigkeit so zwingend sokratisch bewiesen, daß die Unseligen es selber glaubten und sich gar brüsteten mit solcher Wissenschaft.

Die echten Jünger des Sokrates aber begannen dem Meister zu fluchen, der alle betrogen hätte. Da erschien eines Nachts der Geist Sokrates leibhaftig vor ihnen und verteidigte sich, unter Tränen: „O meine armen Freunde! Das Volk von Athen hat nicht nur meinen Leib vergiftet. Der verfluchte Schierlingssaft ist auch in meine Seele gedrungen! Und dieser Schwindelgeist ist seitdem in alle Hirne geflossen. Die Worte, die Diener und Werkzeuge vernünftiger Dinge sein sollten, sind selbstherrlich geworden und taumeln toll und trunken durch die Gassen, losgelöst von der inneren Zucht des Gedankens, und doch sich spreizend in den befleckten Lumpen der Vernunft. Ihr aber, meine Freunde, sollt mich erlösen, mich und die ganze Menschheit. Wohlan, treibt den Schierlingsgeist aus den Seelen!“

Da gelobten sich die Freunde, den Meister zu erlösen, und die ganze Menschheit. Jedoch das Schierlingsgift rann unzerstörbar in den Adern der Jahrhunderte, ließ taumeln und wollte sich nicht erschöpfen. Verbrecher raubten den Menschen ihr Land und nannten sich die Edlen, daß alle vor ihnen knieten in Ehrfurcht. Damit sie aber Hehler und Helfer ihrer Verbrechen hätten, erfanden sie die Treue und nannten sie die höchste Tugend. Sie trieben die Völker widereinander, daß sie sich mordeten, und heiligten die Untat als Tapferkeit und Kampf für das Vaterland. Verwilderte Herrschsucht legte die Hirne in Fesseln und sie sprachen von Gott, Religion, Liebe, Demut, Glauben, Frömmigkeit.

Fast begannen die Jünger des Sokrates am Kampfe zu verzagen. Dennoch blieben sie aufrecht und rangen um die Reinigung der Vernunft. Und siehe da! Auf einmal fingen die Worte an sich zu den Dingen zurückzufinden und wurden zu Waffen wider den Erbfeind des Menschengeschlechts. Man sprach aus, was ist. Fortan aber wandelte sich das Spiel der Irrgeister. Alles Elend und jede Gemeinheit ertrugen sie gelassen; keine Wirklichkeit, und mochte sie noch so schimpflich sein, störte ihr Behagen. Nannte man aber das Ding beim Namen, so fielen sie rasend über die Worte her und über die Menschen, die sie aussprachen. Was sie im Leben sahen, nahmen sie still und feig hin, so es aber in den Abbildern des Wortes oder der Linie vor ihnen erschien, trieb es sie zur Wut. Solches Tun aber nannte man Entrüstung. Und eines Tages fiel es einem der Jünger des Sokrates ein, daß er wahr machen wollte, was die Lehre pries, die Lehrer predigten, ohne aber jemals nach der Erfüllung der alten Lehre zu streben. Der Jünger verließ seine Kammer und seinen Schreibtisch, ging unter die Werktätigen des Volkes, sammelte sie, klärte sie auf, und zeigte ihnen ihre innere Macht, die das Elend beseitigen würde, wenn sie nur wollten.

Da die Völker um diese Zeit aber miteinander im Streite lagen, so war der Jammer größer denn je. Der Jünger des Sokrates aber sprach zum Volke, er durchstrahlte alle Lügen mit seinem scharfen und klaren Verstande und kam schließlich dahin mit seinen Fragen, daß es sich ergab, das Volk selbst müsse Frieden machen. Viele Begeisterte taten sich zusammen und ließen die Fabriken und Laboratorien stehen, in denen sie mißbraucht wurden, Munition und Giftgas herzustellen.

Da holten ihn, um Schlimmeres zu verhüten, eines Nachts die Schergen der Regierung und setzten ihn fest.

Landesverrat! Hochverrat! lautete das Urteil.

Der Jünger, getreu der Kunst seines Meisters Sokrates, lehnte die Richter als befangen ab und gab ihnen mit stolzen Worten kund, daß er sein Vaterland liebe, wenn er zum Frieden und zur sozialen Ordnung strebe. Die Ankläger hingegen, die nutzlos die Menschen opferten für selbstsüchtige Ziele, wären die eigentlichen Landesverräter. Niemals hat der Erdkreis solche Entrüstung erlebt, wie sie damals ausbrach. Und unzählige Fäuste erhoben sich gegen den Missetäter.

„Verräter, du hast dein eigenes Nest beschmutzt!“

In diesem Augenblick aber erscholl aus den Lüften ein ungeheures Lachen. Der Geist des Sokrates war erlöst und lachte befreit endlich von aller Qual. — — —

Mit jenem Riesenkonsum von Entrüstung war das alte Schierlingsgift auf einmal — aufgebraucht!...

Gartenwirtschaft speisen! Wir werden im Grünen essen! Ein richtiges Mittagessen gibt es!“ Es war kein Halt mehr. Wenn nicht alle Autorität draufgehen sollte, mußte Mathilde jetzt in den sauren Apfel beißen.

Freuen — konnte sie sich nicht. Die zu erwartende Ausgabe raubte ihr alle Unbefangenheit. In ihrer Brautzeit hatte sie einmal mit Otto in einem Restaurant gegessen, und der Preis, den sie damals gezahlt hatten, trat ihr jetzt wie ein Schreckgespenst vor die Seele — würde er doch heute wahrscheinlich um das Dreifache höher sein!

Im nächsten Sommergarten, der idyllisch im Grünen lag, nahm man in einer Laube Platz.

Der Kellner erschien.

Man wünsche zu speisen.

Sehr gern. Aber heute würde nur an gemeinsamer Tafel gespeist. Die Herrschaften müßten sich schon ins Haus bemühen, in einer Viertelstunde würde serviert werden.

Alma und Thea waren beinahe ohnmächtig vor Freude. Als Herrschaften waren sie angesprochen worden!

„Das wird nett werden!“ seufzte Mathilde. „Und vielleicht ist auch noch Weinzwang? Wären wir nur etwas weiter gegangen, vielleicht hätten wir ein bescheideneres Haus gefunden, aber die Kinder sind immer so entsetzlich voreilig“.

Dann saß man in dem kühlen Saal, in dem die lange, festlich geschmückte Tafel schon wartete. Am untersten Ende des langen Tisches, durch einige leere Plätze von den übrigen Gästen getrennt, nahm der Schreiber mit seiner Familie bescheiden und ein wenig beklommen Platz.

Etwas gewagt war es wirklich! Wenn nun tatsächlich Weinzwang herrschte!

Es herrschte Weinzwang!

Mit gleichgültig erscheinendem Gesicht bestellte er eine Flasche Roten, während Mathilde vor Schreck die Suppe nicht durch die Kehle wollte.

Es gab außerdem Braten, junge Erbsen, Kompott und Backwert. Die Kinder erinnerten sich nicht, jemals so großartig gegessen zu haben. Nur Mathilde kam zu keinem Genuß.

„Wie teuer mag der Wein sein?“ flüsterte sie. Schweigend zuckte Otto die Achseln. „Unter drei Mark kommst du nicht davon“, füsterte sie wieder. „Kann sein!“ murmelte er leise und schenkte ein.

„Auf unsere Liebe!“ flüsterte er zärtlich und zwang sich, zu lächeln. Kein Mensch sollte sagen, daß er der Situation nicht gewachsen war!

Der Wein kostete drei Mark und das Gedeck 1,25 Mk. Die beiden Jungen wurden als Kinder mit funfundsiebzig Pfg. berechnet, aber für Alma und Thea mußte der volle Preis erlegt werden. Mathilde wurde es schwarz vor den Augen, als ihr Mann dem Ober die Rechnung bezahlte und noch ein ansehnliches Trinkgeld dabeilegte, als sei eine Summe wie diese eine Kleinigkeit für einen Mann in seinen Verhältnissen.

As sie draußen waren, flüsterte sie: „Ich glaube, der Wein ist dir zu Kopf gestiegen! Noch obendrein 50 Pfennig Trinkgeld zu geben. Ich meine, die Mahlzeit war gerade teuer genug. Von dem Betrag hätten wir noch eine halbe Woche leben können! —

Der Nachmittag schlich langsam wie eine Schnecke dahin. Das verausgabte Geld lastete wie ein Alp auf allen, und Mathilde setzte es durch, daß man auf den Kaffee verzichtete und zeitiger, als man gerechnet hatte, nach Hause pilgerte und zwar wiederum zu Fuß, um wenigstens das Geld für die Rückfahrt in der Bahn zu sparen, das man in den Voranschlag mit eingesetzt hatte.

Als man endlich, bestäubt und müde, hungrig und abgespannt von dem weiten Marsch, die dunkle Stiege hinaufkletterte, die zu Bertholds Etage im Ohlmayersgang hinaufführte, war es mit der guten Laune des Schreibers völlig vorbei, und als seine Frau, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, von neuem begann: „Nun rechne einmal aus, Otto, wie viel wir für das Geld, was wir heute verzehrt haben, hätten kaufen können! Karlchen muß wirklich im nächsten Monat ein Paar Stiefel haben, und Theas Schulkleid ist auch nicht länger mehr instandzuhalten!“ — da — schwieg der Registrator. Seufzend ließ er seinen Kopf sinken, und der graue Alltag, der niemals aus den Mauern seiner Wohnung wich, hob wieder schadenfroh sein Haupt empor.

Oder war es nur die Dämmerung, die mit grauen Schatten aus allen Winkeln stieg?

Der Brief

Eine Pfingstgeschichte von Liesbeth Eisele.

Es gibt Erlebnisse, die man sein ganzes Leben lang nicht loswerden kann, wenn auch die Gewalt des ersten Eindruckes sich mit der Zeit abschwächt, und ein solches Erlebnis war ein Eisenbahnunfall an einem Pfingsttage, der viele Jahre zurückliegt.

Ich sage Unfall, obwohl ich schon damals überzeugt war, daß es kein Unfall im eigentlichen Sinne des Wortes war, sondern daß ein Mensch seinem Schicksal einen kleinen Stoß versetzt hatte, um schneller ans Ende zu kommen. An welches Ende? Nur eine ganz hilflose Verzweiflung kann ihren Abgang so kraß beschleunigen. Wir waren ein Rudel von Schulmädels, genau und in unserem Sinne: eine Gruppe „höherer Töchter“, Seminaristinnen, die ihren verabredeten Pfingstausflug ins Grüne machten. Wir waren jung, dumm, aber sehr beflissen, alle Menschen, Dinge und Einrichtungen unserer alleinseligmachenden Beurteilung zu unterziehen, das heißt, alles Bestehende, Sag- und Ausdrückbare durch Lächerlichkeit zu töten. Nachdem solche Minderwertigkeiten wie Bahn„ Schaffner, Verkehrsordnungen usw. unsere kritische Aggressivität mit stoischer Ruhe über sich hatten ergehen lassen, gaben wir alle Schüchternheit auf und nahmen die Mitreisenden unter die Lupe unserer überlegenen Witzbetrachtung: das Abteil war gesteckt voll, niemand gab auf unser Geschwätz acht. Zudem war das Ziel fast aller Pfingstausflügler der Stadtwald, und auch unser Wagen wurde schon auf dieser ersten Haltestelle beinahe leer. Wir hatten noch eine Station vor uns und sahen uns nun, von den Objekten unserer Angriffslaune verlassen, von unserer

Pfingsthoffen

Von Theodor Storm.

Ich hab' es mir zum Trost ersonnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot.

Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsgewittern,
Vor dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören!
Und Heil dem Dichter, der dann lebt,
Und aus dem offnen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt!

übersteigerten Lustigkeit erschöpft, mit einem letzten dummen Lachen um, schon ernüchtert und fast beschämt.

Uns gegenüber saß ein Mann, seinem Anzuge nach ein besserer Herr, neben einer Krankenschwester, die apathisch in die Gegend sah. Der Herr erweckte sofort unsere bereits einschlafende Neugierde an den Dingen und Geschehnissen der Fahrt, ja sogar in starkem, vielleicht bewußten Maße unsere Anteilnahme. Er hatte einen völlig verbundenen Kopf, die weißen Mullbinden strömten einen starken Jodgeruch aus, der uns schon während der Fahrt aufgefallen war. Wir begannen sogleich leise, aber intensiv uns mit seiner Person und mit seinem Schicksal zu beschäftigen, schätzten sein Alter, seinen Stand, seine Krankheit, seine Gemütsverfassung, ja unseren Eindruck auf ihn ab, obwohl es offensichtlich war, daß er nicht die geringste Notiz von unserem Vorhandensein nahm. Schließlich einigten wir uns daraufhin, daß es ein Oberlehrer sei, etwa 35 Jahre alt, der aus einer Klinik, wo er operiert worden war, unter der Bedeckung der Schwester nach Hause fuhr. Niemand stieg mehr zu, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Obgleich Platz genug war, standen wir in unserer Ecke am Fenster und tauschten unsere Wahrnehmungen aus, die vom Mitleid und wohl auch vom Interesse für das andere Geschlecht stark beeinflußt waren. Vor allem fiel uns die weiße, wächserne Blässe des Gesichtes auf, soweit der Verband es frei ließ und die sehr tiefliegenden, stark umschatteten Augen des Kranken, von unbestimmter Farbe, aber fieberhaft überglänzt, bargen für unsere Phantasie düstere Geheimnisse der Seele. Sie sahen geradeaus, ins Leere, ohne Ziel und Wahrnehmung, einmal senkten sie sich in den Schoß, wo die Hände ein Stück beschriebenes Papier langsam und ohne Bewußtsein zerknitterten.

Ein Brief? — Gewiß ein Brief.

Die Hände waren wohl das Schmerzhafteste, was ich je gesehen hatte, sie waren lang, schmal, mit starken aber ausgebluteten Adern, ohne Leben, jedoch von einer automatischen Hast der Bewegung. Jetzt entfalteten sie den verknäulten Bogen Papier, legten ihn mit mechanischen Strichen glatt, führten ihn, wie einem aus unwahrscheinlicher Ferne kommenden Befehl gehorchend, an die müden Augen. Aber der Kranke wußte wohl längst um den



Zur Versteigerung der Sammlung Figdor

die in den nächsten Tagen in Wien beginnt und — als eine der größten Kunstauktionen aller Zeiten — auf dem internationalen Kunstmarkt ein Ereignis ersten Ranges sein wird. Aus den vielen tausend überaus kostbaren Stücken dieser erlesenen Sammlung zeigen wir (links) das Bronze-Aquamanile eines „Simson mit dem Löwen“, das um 1300 in Deutschland entstand, und ein Gemälde des süddeutschen Meisters Rueland Frueauf (um 1500): „Der heilige Hieronymus“.

Inhalt der Zeilen, das Blatt sank in den Schoß zurück, die Augen starrten wieder ins Leere, und nur die Lippen, die schmal und bläulich waren, bebten in leisem Selbstgespräch, als wiederholten sie etwas Unwiderrufliches, das wie ein Urteil war.

Nein, wir fühlten das Schicksal, das sich auf engsten Raume vorbereitet, nicht deutlich, wir lasen gewiß kein Todesurteil von dem kranken Munde oder aus dem zerwühlten Bogen Papier, aber etwas Fremdes, noch nie Erfahrenes, das ganz greifbar in der Atmosphäre eines klingenden Pfingsttages drohend umging, benahm uns Lachen und Atem. Wir wurden ganz still und unsere innere Beschämung suchte Zuflucht: die Krankenschwester. Von ihr ging nichts Beunruhigendes aus, im Gegenteil. Sie war eine Sicherheit des gesunden Lebens gegen krankhafte, dunkle Mächte des Schicksals, jung, drall, blond, mit derben, rosigen Händen die zupacken und halten konnten, mit klaren, nüchternen Augen, ohne Schwere und Tiefe, mit großem, rotem Mund, der sich manchmal in einer Art würdevoller Zurückhaltung verkniff.

Der Kranke hatte gestöhnt. Nein, es war nur ein tieferer Atemzug, vielleicht eine inbrünstige Anklammerung des Blutes an Sein und Leben, die ihn aus seiner Verdämmerung herausstieß. Die Schwester gab ihr Spähen in die Landschaft auf und sagte, indem sie die Hände des Kranken zu umfassen suchte: „Wollen Sie mir den Brief nicht lieber wiedergeben?“ Der Kranke wandte nicht einmal den Blick. Nach einer Weile, der Zug kroch langsam und knirschend in die Station ein, sagte er mit einer rostigen, kehligen Stimme, die sich schwer aus seiner Brust rang: „Ein Glas Wasser, Schwester!“

Nun hielt der Zug. Schreien, Lachen, Lärmen von festtäglichen Menschen schwoll herein, bunte Kleider wehten, Hüte, Tücher, Hände winkten und grüßten. Das Nest lag ganz im Grünen, der Wald kam bis an die Schienen heran mit einer starken Woge Kühle und Duft. Ach, das Leben war schön, was war unserer jungen Lust fremdes Leid und Geschick? Die Gitarren begannen schon in den Hüllen zu singen, der Tag war ein großer festlicher Rausch von Freude und Glück, da bedeutete ein Unglück am Wege kaum so viel als ein Käfer unter unserem Fuß, der nächste Schritt schon löscht sein Erinnern aus.

Langsam begannen wir auszusteigen, Jugend hat Zeit. Der Kranke blieb allein im Abteil zurück, die Schwester hatte sich sofort entfernt, als der Zug hielt, wir sahen sie ins Stationsgebäude hineingehen, sie holte wohl Wasser. Auf dem Bahnsteig wuchs das Gedränge an, Menschen lachten und umarmten sich, standen sich und anderen im Wege und waren glücklich. Ihre Freude war für die Dauer des Tages echt, sie kam von außen und würde mit dem Feste gehen. Was tat dies?

Wir hatten im Nebenteil Kameradinnen entdeckt, die weiterfuhren und wir unterhielten uns mit ihnen zwischen Kupeefenster und Perron. Dann pfiff der Schaffner, die rote Scheibe flammte hoch, der Zug rückte scharf an, um nunmehr in gemächlichem Tempo in Fahrt zu kommen, fuhr einige Atemlängen, dann — —

Dann wurde eine Wagentür aufgerissen, ein schriller Schrei überscholl jeglichen Lärm, ein Glas zerschellte auf Granit, die Maschine pfiff drohend, Räder schleiften quietschend über Schienen, gaben der Hemmung nach, standen still. Beamte und Ausflügler liefen in ein Gedränge zusammen und umstanden schreiend gestikulierend und mit entsetzten, kalkweißen Gesichtern ein Unglück:

Unter den Rädern wurde ein Mensch hervorgezogen und auf den Bahnsteig gelegt, ein zerstückelter Mensch, der Kranke aus unserem Abteil Er war so gräßlich verstümmelt, als hätte nie eine Mutter ihn zum Leben geformt, eine blutige Masse Fleisch mit abgerissenem Kopf, der kaum mehr an einem Fetzen Haut hing. Ich sah nur das wächserne Gesicht in den Binden, aus dem die entsetzt aufgerissenen Augen wie hilfeflehend ins Leere schauten.

Alle Anzeichen sprachen für einen Unfall und ein Bahnbeamter sagte: „Er muß auf der falschen Seite herausgestiegen sein — — —, so ein kranker Mensch!“ Auch die blonde Schwester, die wie eine Sicherheit ins Leben aussah, sprach mit weißen Lippen für einen Umfall und wußte, daß sie log.

Auch wir wußten mit intiutiver Bestimmtheit, daß sie log, denn wir fanden, als alles vorüber war — als alles vorüber war? — auf dem Bahnkörper einen zerknüllten Bogen Papier, feucht von Blut. — Der Brief. — Was mochte er Furchtbares enthalten, das ihm Gewalt eines Urteils gab? Ein zertrümmertes Leben, eine unwiederbringliche Gesundheit, ein Leiden, das ihn aus dem Gemeinschaft Schaffender hinaustrieb ...

Vielleicht auch nur Verlust eines Vermögens, das sich in Zahlen ausdrücken ließ, eine Karriere, die neu aufzubauen keine Kraft und kein Mut vorhanden war...., vielleicht Verlust des Schönsten, eines Glückes, einer Liebe, die mit einer Frau ihn verließ, die ein anderer gestohlen hatte ... oder vielleicht nur Angst vor dem Leben, Müdigkeit, ja Müdigkeit... und der Brief bedeutete kaum einen Anstoß zur Tat?

Wir hielten vielleicht das Geheimnis eines Todes in Händen, aber nicht einmal dunkle Vermutungen wagten sich ins Wort zu befreien. Wir sahen uns nur an.

Eine von uns, die eine traurige Kindheit und keine Mutter hatte, zerriß den Brief ernst und feierlich und streute die Fetzen Schicksal in den blauen, goldenen Pfingsttag, dem niemand ansah, daß er unergründlich dunkle Mysterien barg.

Pubertät

Ich bin in Leipzig, habe unaufschiebbare Besuche gemacht. Das Gesächsel, das ich den ganzen Tag gehört habe, hängt mir zum Halse heraus.

Ich gehe an einem Cafee vorüber, höre von draußen die Kapelle Puccini spielen und sage mir, daß darin immerhin wenigstens ein Hauch Europa liegt, bekanntlich das Gegenteil von Sachsen. In dieser Voraussetzung betrete ich das Lokal.

Fürchterliche Fülle. Ich schleudere die Blicke in alle Winkel und Nischen: kein Platz ist frei. Da stehen von einem Tischchen zwei Herren auf und gehen. Ein kleiner, dicker Herr bleibt sitzen. An diesem Tischchen nehme ich Platz.

Endlich, denke ich, muß man mal kein Sächsisch hören. Kein Bekannter weit und breit. Ich atme auf.

Irrtum. Der kleine, dicke Herr fängt ein Gespräch mit mir an.

„Nu sähn Se sich bloß mal die beiden gleenen Ginter an: mr gann's gaum glom.“ Und er zeigt mit dem Kaffeelöffelchen nach zwei jungen Leutchen am Nebentisch. Sie saugen Schwedenpunsch aus einem Strohhalm und haben unter dem Tische die Beine eng verschränkt. Alter sechzehn bis siebzehn Jahre.

„Nu wärdch Ihn' mal was sahchen; wo ich son gleener Bobel war, da hab' ich's Ihn' ganz genau so gemachd. Bloß da sind wr in de Bische kegangn.“ Und der kleine, dicke Herr beugt sich zu mir und flüstert mit geheimnisvoller Miene: „Ich wär Ihn' mal was sahchen: Es gäd doch nischd ieber de Bubberdäd!“

Gegen Leipzig ist kein Kraut gewachsen.

Kurt Miethke.

Waska interessierte dies Spiel so lebhaft, daß er beinah aus dem Gebüsch sprang. Schließlich hielt er aber doch an sich.

Sie ziehen ihn ja nicht richtig auf! dachte er. Wenn der Kreisel mit voller Kraft liefe... da würde er sich ganz anders drehen!

Der Wärterin ist es offenbar warm geworden; sie ist zu faul, den Kreisel richtig aufzuziehen.

„Dreh' doch schon, dreh' doch!" murmelte Waska. „Dreh' doch, du dummes Ding!"

Aber die Wärterin entfernte sich mit dem Kinde. Da kletterte auch Waska aus seinem Versteck, er schlich in den Hof und sah sich um. Bis ins Kleinste mußte man sich auskennen: wo ein Schornstein war, wo die Küche usw. In die Küche guckte er geradezu hinein: ob man keine Arbeit habe? Nein, man brauchte ihn nicht. „Troll' dich!" hieß es. „Du klaust noch am Ende... das sieht man dir am Gesicht an!"

Und richtig: sie hatten's getroffen. Auf dem Rückweg ließ Waska das Beil mitgehen.

Am nächsten Tage legte er sich wieder ins Gebüsch. Er liegt da und überlegt, wie er die Sache packen soll.

Man müßte durch's Fenster einsteigen, denkt er. Ins Speisezimmer. Wenn das Fenster heute geschlossen sein sollte, so ist's kein Unglück. Ich warte eben. Morgen vergessen sie es vielleicht.

Allnächtlich schlich Waska vor das Fenster, um zu probieren, ob es nachgeben würde. Schließlich — die Woche war um — gab es nach. Man hatte das Fenster vergessen...

Waska zog seinen Rock aus, um bequemer arbeiten zu können. Er sprach seinem knurrenden Magen gut zu... und stieg ein!

Links, dachte er, steht der Tisch, rechts das Büfett. Das Silber ist im Büfett.

Im Zimmer herrschte peinliche Dunkelheit. Obgleich die Nacht eigentlich hell war, in fremden Räumen ist es immer schwierig, sich auszukennen. Waska tastete sich mit den Händen fort; er erwischte scheinbar das Büfett. Eine Schublade war schnell geöffnet — lauter Kram. Kinderspielzeug. Teufel! Teufel! Tatsächlich: Puppen, Spielsachen...

Oh weh, sagte Waska. Ich bin nicht an der richtigen Stelle eingestiegen. Ich bin ins Kinderzimmer geraten, so viel ist klar.

Er ließ die Hände sinken. Er wollte ins Nebenzimmer gehen; aber er bekam plötzlich Angst. Er hatte die Orientierung verloren. Am Ende kommst du noch zum Doktor selbst, dachte er und der Doktor sticht mit der Lanzette zu...

Ach, dachte Waska, ich nehme wenigstens das Spielzeug mit! Spielsachen kosten auch Geld.

Waska lächelte.

Der Kreisel dachte er von neulich. Gleich nachher ziehe ich ihn auf. Unbedingt ziehe ich ihn auf. Also hopp. Es gilt!

Hast überkam ihn. Und so ließ er irgendetwas auf die Diele fallen, daß es krachte.

Und Waska sieht: in dem Bettchen bewegt sich der Junge. Er richtet sich auf. Er kommt barfuß auf Waska zu.

Waska ward außerordentlich verlegen.

„Schlaf doch!" war alles, was er sagen konnte.

„Du!" sagte der Junge. „Willst du wohl mein Spielzeug in Frieden lassen!"

Teufelsjunge! dachte Waska. So werden sie mich noch erwischen.

Der Junge heult plötzlich. Er fängt an zu schreien.

„Willst du schlafen, Bengel!" zischte Waska. „Ich zerdrücke dich wie eine Laus!"

„Laß meine Spielsachen!!!"

„Irrtum!" sagt Waska, während er die Spielsachen in seinen Sack stopfte. „Das sind deine Spielsachen gewesen, jetzt kannst du sie suchen..."

„Was sagst du?"

„Suchen sollst du, sage ich!"

Waska warf den Sack aus dem Fenster und sprang ihm nach. Aber er sprang noch ungeschickt und verletzte sich an der Brust.

Schwerenot, dachte er. So kommt man am Ende zur Schwindsucht!

Er setzte sich nieder, rieb sich die Brust und schöpfte Atem.

Ich muß ja laufen, dachte er.

Und er warf den Sack über die Schulter und wollte Fersengeld geben... als ihm plötzlich der Kreisel in den Sinn kam.

Halt! sagte Waska. Wo ist der Kreisel? Hab' ich den am Ende vergessen?

Er fühlte im Sack: Gott sei dank, da war er! Waska zog den Kreises heraus. Auf einmal spürte er eine unbändige Lust, ihn aufzuziehen. Er konnte es gar nicht erwarten.

Nun, ich versuch's und ziehe ihn auf! denkt er.

Er zog ihn auf, so weit es nur ging, und ließ los... Der Kreisel brummt und springt und schaukelt.

Waska lachte. Vor Lachen legte er sich flach auf den Bauch.

So geht er also, wenn man ihn richtig aufzieht! denkt er.

Der Kreisel war noch nicht ausgelaufen, als man im Hause Alarm schlug:

„Einbrecher! Diebe! — Haltet den Dieb!"

Waska sprang auf und wollte laufen — pardauz! kriegte er eins auf den Kopf. Nicht eben heftig. Die Faust mochte nicht in der Umgebung sein. Er stolperte wohl einen Augenblick. Aber er sprang sogleich wieder auf.

Es war ein Stock oder ein Strick! dachte er.

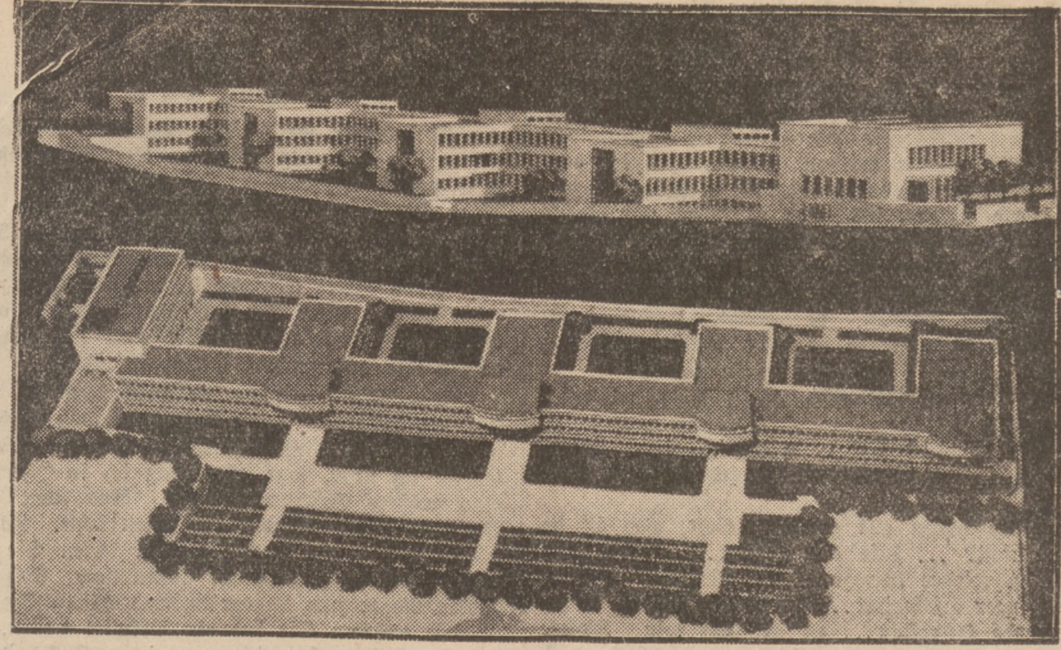
Und rannte, rannte... und deckte mit der Hand seinen Kopf.

Er war wohl einen Kilometer gelaufen, da fiel es ihm ein: er hatte den Rock vergessen!

Waska heulte fast vor Wut und Scham. An einem Grabenrand hockte er sich nieder.

Teufel! denkt er, Teufel nochmal! Das ist mir ja ein schöner Beruf! Der ist schlimmer als mein erster! Jetzt hab' ich den letzten Rock verloren. Ich will umsatteln! Ich gehe unter die Straßenräuber!...

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.)



Bern baut die vorbildlichste Universität der Welt

Jede Fakultät erhält ihren besonderen Flügel mit eigenem Treppenhaus, eigenen Hörsälen und Laboratorien.

Hänsel un Gredel

(Wie's a sächs'sches Gindermädchen erzählt.)

Von Lene Voigt.

Da is ämal ä Holzhackerschehepaar gewäsen. Die wohnten dief im Walde drinne in änner Hidde. Se hatten zwee Ginder, Hänsel un Gredel. Das warn sähr fichelande Gärlchen, drotzdäm se doch noch nie in änne Groschtadt neingegomm warn. Sie's nu mal wieder Frihlink wurde un de Leute in dr Schtadt mits Heizen uffheerten, gehrte dr Babba Holzhacker eenes Ahmds mit forchtbar schlächter Laune heeme. Alle seine Holzbindel brachter wieder mit, weil'r nich ä eenzches hatte vergoofen genn. Aerscht dat'r mächtich schimpfen, weil de Gardoffeln mit Härink heite so ä gomischen Rähmgeschmack hätten, un schließlich nahm'r seine Frau beiseite un se duschelten eifrich mitenander. „Weeßte, Marda," sachte dr Holzhacker, „so geht das eefach nich weiter. Fier uns zwee, da langts ja grade noch, awer de Ginder missen uff gut Glick sälwer in de Wält nausloofen un sich durchzufinden suchen. Se hamm ja alle beede ä angenähmes Eißere, da wärdse schon eener adobdieren." De Mama weente ärscht ä häbbchen, awer dann gabse ihrn Manne recht. Se saachte bloß: „Mit mein Verschtande säh'ch das ja ein, heechstens mitn Härzen nich." „Ach was," meente dr Mann, „ä Härze is fier uns arme Leite Luxus, dadmit genn mr uns gar nich ärscht abgähm."

Un so wurde glei am nächsten Morchen dn Aeltern ihr Blan ausgefiehrt. Se braachen alle zusamm frieh um sächse uff, un wie Hänsel un Gredel im scheensten Schbieln im Walde drinne warn, zoochen de beeden Alden sachte Leine. De Ginder märkten ärscht, dasse alleene warn, als Gredel fimfmal hinternander niesen mußte un ä Schnubbduch brauchte. Da rief se nach dr Mama, weil die's Familichendaschenduch immer in dr Schärze druuch. Wie geene Antwort gam, bläkten alle beede laut nach ihrn Aeltern dorchn Wald, un schließlich meente Hänsel: „Ach Gwatsch, jetz heern mr uff, sonst wärn mr heiser. Wer weeß, was dr Babba un de Mama wieder ausfrässen zusamm."

Middlerweile warsch finster geworden, un de Ginder fanden sich nich mähr zurick. Schon wollten se sich ins Moos niederhaun um benn', da sahense ä Lichtchen dorch de Beime schlunzen. „Nanu," meente Gredel verwundert, „was gennte denn das sin?" — „Nu vielleicht änne Bedärfnisanschtalt fier de Färschter," saachte Hänsel, un se laatschten uff die Schtälle druff zu.

Da gabs nu änne große Iwerraschunk, heh! Se gam nämlich an ä gleenes Heischen, das ganz un gar aus Fäfferguchen gebaut war. Wie uff Gommando fingen de beeden Ginder an zu gnabbern, jedes an eener Ecke. „Wenn mr in dr Midde sin, dräffen mir uns," feixte Hänsel un zerbiß mit Gegrache änne Riesenmandel. Da uff eenmal biebste änne dinne Schtimme hinter dr Diere:

„Gnusber gnusber gneischen,
wär mährt'n da rum an mein Heischen?"

De Ginder schwindelten frehlich:

„Das is dr Wind, de gannst'" uns gloom,
där raschelt dorchn Abbelboom."

Blätzlich dat sich de Diere uff, un änne greiliche alde Häxe schtand vor Hänsel un Gredel. „O Riewe, die is ja mähr als reif fier Schleinachen," grinste dr Junge un gnabberte unscheniert an dr Dachrinne, die aus lauder Lagrietzen war. Da meente de Häxe: „Färcht eich nich vor mir, ihr gleen' Borbse, ich war nämlich ooch ämal junk un scheen." „Muß das awer lange här sin," feixte Gredel und haude ä Zuggergandfänster ein. De Alde lächelte sauersieße un saachte dann: „Ihr mißt nu awer ooch äwas Warmes in de Därme neingriechen, Ginderchen. Gommt mit nein bei mich, ich habbe grade was Feines gegocht."

Hänsel un Gredel ließen sich nu bewärten un verdilchten in änner halm Schtunde änne Schissel Greibchensubbe, jeder zwee diefe Däller Galdaun un hinterhär nach änne ganze Därrine mit Backflaum. Nacherds mußte Gredel 's Geschärr uffwaschen, un Hänsel wurde in dn Schtall geschickt zum Brigäddschichten. Uff eemal märkte dr Junge, daß'n de Alde von außen eingeriechelt hatte. Das war'n nu schon nich ganz geheier. Un richtch, de Häxe hatte ooch wärklich äwas ganz Scheißliches vor mit däm Gleen'. Se war nämlich änne leidenschaftliche Ginderfrässerin, un das saachte se ooch ganz fräch zu där arm' Gredel, die grade Feier machen mußte. „Ich hole mr bloß noch ä Värtelfund Baniermähl aus dr Schbeisegammer," meente de Alde, „heize drweile ein. was de gannst, denn dei Burder is ä Drotzgobb, där wärd wohl ziemlich lange schmorn missen, bis'r gar ist." Dadrmit humbelte se naus aus dr Gichendiere.

Weil nu awer Gredel so dichtch wein mußte, borzelten de Drän' in de Feirunk un leschten de ganze Glut wieder aus. De Häxe machte großen Grach als se wiedergam un saachte zu dr Gleen': „So, jetz baß ämal richtch uff, du dabbsiche Driene, nur will ich dr mal zeichen, wie mr ä ordentliches Feierchen macht." Das sollte dr Häxe ihr Verdärm sin, denn im Nu bickte sich de schlaue Gredel, gab dr Alden ä zackschen Fußballerdritt un ließ se verbränn.

Schnäll wurde nu Hänsel aus sein Schtalle befreit, un de Geschwister hubbten wie närrsch vor Freude ums Heischen rum. Da heerten se blätzlich, wie von färne eener im Walde de Indernazionale fiff. „Du Hänsel, ich gloowe, das is dr Babba," rief Gredel, un sie antworteten mit der Marsälliäse. Dadsächlich, 's war de Aeldern, die sich uff de Suche nach ihrn beeden Schbrätzlingen gemacht hatten. Nu gabs nadierlich ä großes Halloh, wie se das scheene sieße Heischen sahen. Un weil mit dr alten Holzhackerhidde sein lätzten Schtorme sowieso nich mähr viel los war, holtense fix ihre baar Mecbel här, un de ganze Familche edablierte sich in dr Fäfferguchenvilla.

De Häxe hatte aus ihrer Juuchendzeet noch änne Druhe voll Glamodden uffgehoom, so daß sich de Holzhackerschfrau gleich von Goob bis Fuß nei anbeebeln gonnte. Dann fanden se in änner Gomode noch ä Bäckchen Liewesbriefe aus dr Häxe ihrn Backfischjahrn, un dadriewer hammse sich alle viere balde grank gelacht.

Die unnahbare Geliebte

Von Henri Borel.

Auf dem Marktplatz von Tangjong Pinang, dem Hauptort der Residentschaft Riouw (Niederländisch-Indien) spielte jeden Abend bis spät in die Nacht, das chinesische Theater. Das war der große Köder des Spielbankpächters, der die armen Kulis aus den umliegenden Gambir- und Pfefferplantagen lockte. Ueberall auf dem Markt, um die Bühne herum, nud vor den Häusern waren die Spieltische aufgestellt und Sitzmatten ausgebreitet. Hier wurde den chinesischen Kulis der so sauer verdiente Lohn von Wochen und Monaten abgenommen. Und das Theaterspiel war es, das als Lockspeise dient, um die Menge an die Spieltische zu ziehen, mit rhythmisch dröhnender Begleitmusik und betörender Farbenpracht.

Es war nur ein armseliges Gestell, auf dem die populären, alten Sagen aus dem chinesischen Mittelalter gespielt wurden, aber in diesem allerprimitivsten Milieu, fast ohne jede Dekoration und mit den kindlichsten Requisiten, zeigten die chinesischen Schauspieler, eine gewöhnliche Volkstruppe, eine Schönheit der Gebärden und Bewegungen, wie ich sie später niemals auf einer europäischen Bühne gesehen habe.

Als Beamter für chinesische Angelegenheiten in Diensten der holländischen Regierung hielt ich mich viel in dem Chinesenviertel auf, und als Kunstliebhaber konnte ich Stunden und Stunden den Theateraufführungen zusehen. Es fiel mir auf, daß dort Abend für Abend ein junger Aspirant-Kontrolleur, angehender Verwaltungsbeamter, stand, ein hochaufgeschossener, blonder Jüngling. Begeisterung auf dem jungen Gesicht und ein großes Verlangen in seinen blauen Augen. Ich hatte bald heraus, daß seine träumenden, schmachtenden Augen ausschließlich auf ein kleines, zierliches Geschöpf gerichtet waren, das sich in seinem goldglänzenden Seidengewand feiner und leichter bewegte als eine Blume. Und, wie alle chinesischen Schauspieler, schuf das schlanke, zarte Wesen Wunder an Empfindung und Beseeltheit mit den Gebärden, vor allem der Hände, oh, der feinen, lotosgleichen Hände und den leisen Bewegungen der Finger. Ja, dieses Geschöpf war schön, von der hohen Schönheit, wie chinesische Dichter sie besungen haben, und die „den Weisen im Himmel ihre Ruhe raubt". Es hatte Augen so unergründlich „wie ein stilles Wasser im Herbst am Abend", die Augenbrauen zart „wie die Umrisse ganz ferner Berge" und das Gesicht war „sanft wie eine Pfirsichblüte".

Nirgends habe ist die Mädchengrazie feiner und anmutiger sich bewegen sehen, als auf dem chinesischen Theater, und es war begreiflich, daß ein großer träumerischer Junge des Westens tief in seiner Seele von dieser Erscheinung ergriffen wurde, die lieblich war wie eine Fee aus einem Märchen.

In einem der großen historischen Stücke, die die Truppe aufführte, war sie ein in einen Menschen verwandelter Geist aus fernen mystischen Gefilden, der Zaubermacht besaß, und durch den faszinierenden Blick seiner Augen den blutdürstig Räuber-Kriegsmann im Zaume hielt. Sie konnte auch mit ihren zarten Fingern beschwörende Gebärden machen, die unsichtbare Geister sich in Krieger verwandeln ließen und andere, welche Liebe in die Herzen ihrer bittersten Feinde zauberten. Das Wundergeschöpf, das dies Feenkind darstellte, tat dies alles so einfach, ohne alle pathetischen Gesten, mit solch magischem Blick und solch mystischem Gebaren, daß wirklich ein geheimnisvolles Zauberfluidum von ihr auszuströmen schien.

Der Scharm dieses überirdischen Wesens ergriff die Menge der Zuschauer, die atemlos dem Geschehen auf der Bühne folgte, und hielt auch den jungen Beamten aus dem Westen gefangen, der seine großen blauen Augen nicht mehr abwenden konnte von der Lichtgestalt in rot und golden schimmernder Seide, mit dem seltsamen Pfirsichblütengesicht, in dem zwei tiefe, unergründliche Augen zauberhaft funkelten. Die Bewegungen ihrer kleinen Hände berührten seine Seele mit einer Erregung, die fast Schmerz war.

In einer stillen Mondnacht, als der junge Mann, mit dem ich flüchtig Bekanntschaft geschlossen hatte, mich wieder vor dem chinesischen Theater stehen sah, sprach er mich an.

Nach einigen nebensächlichen Bemerkungen brachte er endlich, brennend vor Verlangen, die Frage an, derentwegen er sich mir genähert hatte: „Sprechen die chinesischen Schauspieler ausschließlich Chinesisch, Oder würden sie zum Beispiel auch ein bißchen Malaisch oder vielleicht Englisch verstehen?"

„Nein", erwiderte ich, es sind alles Chinesen aus Fuhohau, die zu dieser Truppe gehören, sie sprechen Fuhohaudialekt von dem ich selber fast nichts verstehe, da ich diesen Dialekt, der hier nicht gesprochen wird, nicht studiert habe, und was sie dort auf der Bühne sprechen, ist schlechtes Mandarinen-Chinesisch. Aber Malaisch verstehen sie nicht und Englisch noch viel weniger."

„Schade, schade," sagte er enttäuscht.

Lächelnd fragte ich ihn:

„Warum schade? Wollten Sie... o richtig, das kleine, zarte Geschöpft dort... das bewundern Sie jeden Abend nicht wahr?"

„Ja freilich. Sie haben gut gesehen. Gott, was ist sie schön, finden Sie nicht? ... Wie ein Gedicht... Sehen Sie nur, wie sie sich da wieder bewegt... die zierlichen Hände, und wie sie die Finger ausbreitet... und dieses Gehen, dieses behutsame, schwebende Schreiten... es ist fast kein Körper mehr, der sich bewegt, sondern eine Seele... ich habe noch nie so etwas auf der Bühne gesehen..."

„Ja", sagte ich, „es ist wundervoll, und ich verstehe, daß Sie dies so ergreift."

So wurde unser Gespräch immer intimer und herzlicher, und wir setzten es im Garten des nahegelegenen Stadtklubs bei einem kühlen Trank und einer Zigarre fort. Ich mußte ihm alles über das chinesische Theater erzählen — nur eine Einzelheit brachte ich nicht übers Herz, ihm zu sagen — und, wie das in Indien nur ganz selten vorkommt, wenn zwei Menschen einander finden, dort in dem leeren Alltagstrott, schüttelte er mir sein Herz aus:

„Sie ahnen nicht, wie entsetzlich einsam ich mich hier fühle. Es gibt hier nichts von dem, was in Holland mein Leben ausfüllte, keine Unterhaltung, denn was sind das für schreckliche banale Menschen hier, keine Musik, keine Kunst, nichts, nichts... Es ist ein jämmerliches Vegetieren... Aber da sah ich dieses chinesische Mädchen auf der Bühne, und das hat nun meinem Leben wieder einen Auftrieb gegeben. Ihr sanfter Rhythmus hat wieder alles, was sterben wollte, in mir zum Leben erweckt, die feinen Gebärden dieses Mädchens, was für eine Vornehmheit! Sie gleicht eigentlich nicht einem Mädchen, sondern einem himmlischen Wesen. Und was für eine Pracht in ihrer Kleidung! Wo hat sie bloß diese Gewänder her, die wie aus Gold gewebt sind, und aus denen das leidenschaftliche Feuer der Sonne strahlt! Und wo hat sie die sublime Kunst gelernt, so zu schreiten, sich so zu bewegen, als ob es nur ihre Seele wäre, die ihren zerbrechlichen Körper vorwärtstreibt?... Wollen Sie glauben, daß ich soviel Zartheit und Schönheit oft nicht ertragen kann? Sie denken natürlich, daß ich in sie verliebt bin, aber das ist es doch nicht ... dafür ist sie zu weit... aus einem fernen, fernen Wunderland ist sie gekommen, und es ist etwas Mystisches um sie, in das ich doch niemals eindringen kann... Würden Sie mit ihr in Berührung kommen können? Sie sprechen doch Chinesisch, und wenn Sie auch den Dialekt nicht kennen, so werden Sie sich doch sicher verständlich machen können. Ich möchte so gern von ihr wissen; wie sie heißt, wie alt sie ist... und vielleicht, wenn ich mit ihnen mitgehe, kann ich nur für einen Moment ihre Stimme in der Nähe hören, und ihr in die Augen sehen ... Wäre das nicht möglich?...

„Lieber Junge, wollen Sie das wirklich tun? Sie wissen doch, daß das Schöne immer am schönsten bleibt, wenn es fern ist, ganz fern... Es ist oft gefährlich, dem Schönen zu nahe zu kommen. Was kann dieses Geschöpf Ihnen nun noch Schöneres bieten, als was es Abend für Abend schon gibt? Etwas Edleres und Reineres kann es doch nicht mehr geben ... denn dies ist das Allerschönste, das aus der Ferne Verehren und Anbeten. So etwas soll man nie berühren wollen, denn das verträgt es nicht, dann bricht es. All die Misere des Lebens kommt vom Berührenwollen."

Er sah mich dankbar an, mit feuchten Augen, und drückte mir bewegt die Hand.

Aber Abend für Abend sah ich ihn auch weiterhin dem chinesischen Schauspiel zusehen, in dem die Helden in Not und Gold, und mit langen, wehenden Helmbüschen, mit Lanze und Schwert einander zu Leibe gingen, unter schmetternder Kriegsmusik und dumpfem Trommelgerassel, und in dem wieder in flammendem Gold, unter Beckenschlagen und rasenden Trommelwirbeln, das Märchenwesen erschien, um dessen Besitz all die wilden Krieger kämpften, das Wesen aus fernen Sphären, das Zaubermacht besaß, und das mit einer einzigen Bewegung seiner Hände und einem Spreizen der kleinen Finger einen wüsten Unband zum Niederknien bringen konnte, zitternd vor dem geheimnisvollen Blick seiner Augen.

Dann stand der junge Beamte bewegungslos und starrte nach dem adligen Geschöpf auf der Bühne, das die Poesie seines einsamen Lebens geworden war und seine Seele aufgeschlossen hatte.

Und so ging es noch, nach unserem Gespräch, eine Woche lang, eine Woche der Schönheit und Illusion für eine schmachtende Seele, die ohne diesen Traum verdorrt wäre in dem harten, grausamen Leben der Tropen.

*

Als ich hörte, daß die Truppe abreisen würde, nach Singapore, um für eine andere Platz zu machen, habe ich ihn mit Mühe den letzten Abend davon zurückgehalten, das Geschöpf seiner Träume wenigstens einmal aus der Nähe zu sehen, und sich damit seine Illusion unerbittlich zu zerstören.

Nach der Abreise der Theatergesellschaft war der junge Mensch eine Zeitlang sehr still und unglücklich. Aber als wir wieder einmal an einem mondhellen, feierlichen Tropenabend zusammensaßen, begann er von selbst:

„Wissen Sie, ich bin doch recht froh, daß Sie mich niemals zu dem Mädchen gebracht haben. Vielleicht hätte sie mich enttäuscht, vielleicht wäre sie nicht so schön gewesen wie auf der Bühne, und es wäre alles häßlich geworden. So aber ist ihr Bild rein geblieben und dies nehme ich für mein ganzes Leben mit. Ist das nicht eigentlich das Schönste, was einem eine Frau geben kann?

Und jetzt, nach soviel Jahren, lese ich seine Todesanzeige in der Zeitung. Er hat die schöne Illusion mit ins Grab genommen, denn nie habe ich ihm verraten, daß in diesen chinesischen Theatergesellschaften die Frauen- und Mädchenrollen von Knaben gespielt werden, und daß das Mädchen, das der junge Beamte anbetete, niemals existiert hat.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen.)

Der gelehrige Schüler

Von Jaroslaw Hašek

„Auf keinen Fall", sagte Bankier Williams dem jungen Mann, der ihm gegenüber im Lehnstuhl saß und die Beine weit von sich streckte. „Auf keinen Fall, Herr Chawean, hören Sie mir aufmerksam zu und trachten Sie von mir zu lernen. Sie halten um die Hand meiner Tochter Lotte an. Das heißt, daß Sie mein Schwiegersohn werden wollen. Und auf Grund dieser Tatsache hoffen Sie Geld zu erhalten. Vor einer Weile haben Sie auf meine Frage, ob Sie Vermögen besitzen, geantwortet, daß Sie arm sind und daß Ihr Vermögen nur zweihundert Dollar beträgt."

Herr Williams legte die Beine auf den Tisch, an dem er saß, und fuhr fort: „Sie behaupten, daß auch ich einmal arm war und nicht einmal diese zweihundert Dollar besaß. Das leugne ich nicht, sage aber, daß ich in Ihrem Alter bereits eine größere Geldsumme besaß. Und zwar deshalb, weil ich Verstand hatte, während er Ihnen fehlt. Ich merke, daß Sie sich in Ihrem Lehnstuhl winden, lassen Sie sich nicht stören, doch ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir einen sehr starken Neger zum Diener haben. Hören Sie mir aufmerksam zu und nehmen Sie sich ein Beispiel daran. Im Alter von sechzehn Jahren kam ich zu meinem Onkel in Nebraska. Um Geld zu verdienen, überredete ich meinen Onkel, den Neger, der gerade gelyncht werden sollte, auf seinem Grundstück lynchen zu lassen. Gut: man lynchte den Neger auf dem Grundstück meines Onkels, aber wer zusehen wollte, mußte eine bestimmte Gebühr bezahlen, denn wir grenzten den Platz mit einem Zaun ab. Das Eintrittsgeld sammelte ich ein, und als man den Neger erhängt hatte, nahm ich das gesammelte Geld und lief noch am selben Abend davon. Der erhängte Neger brachte mir Glück. Für den Erlös kaufte ich ein Grundstück im Norden und verbreitete, daß ich beim Ackern an einer Stelle Gold gefunden hätte. Das Grundstück verkaufte ich sehr gut, das Geld legte ich an. Es ist nicht der Rede wert, daß ich später von einem der betrogenen Käufer angeschossen wurde, denn jener Revolverschuß, der mir den Knochen in der rechten Hand zerschmetterte, brachte mir nur zweitausend Dollar Schadenersatz ein.

Als ich genaß, kaufte ich für mein ganzes Geld Aktien einer religiösen Gemeinschaft für die Erbauung von Kirchen in dem von Indianern bewohnten Gebiet. Wir teilten damals Ehrendiplome zu hundert Dollar aus und bauten keine Kirchen mehr, denn die Gesellschaft war genötigt, Konkurs anzusagen. Das geschah gerade eine Woche, nachdem ich die Aktien der religiösen Gemeinde in Anweisungen auf Rindsleder eingetauscht hatte, deren Preis gerade zu steigen begann.

Ich richtete mir ein Geschäft mit Rindsleder ein, das mir einen Haufen Geld eintrug, denn später verkaufte ich nur gegen Barzahlung und kaufte auf Kredit.

Mein Vermögen legte ich in Kanada in mehreren Banken an und sagte Konkurs an. Ich wurde eingesperrt und bei der Gerichtsverhandlung redete ich so komisches Zeug, daß mich die Gerichtsärzte für blöd erklärten und ich freigesprochen wurde, nachdem ich vorher bei den Anwesenden eine Sammlung veranstaltet hatte, die mir soviel einbrachte, daß ich nach Kanada fahren und mein Geld holen konnte.

Dem Brooklyner Millionär, Herrn Hamelstov, brannte ich mit seiner Tochter nach San Franzisko durch, so daß er gezwungen war, sie mir zur Frau zu geben, denn ich drohte ihm, ich würde so lange mit ihr in San Franzisko leben, bis ich die sensationelle Nachricht an die Zeitungen schicken könne, seine Tochter sei die Mutter eines unehelichen Kindes.

Seh'n Sie, Herr Chawean, so war ich, während Sie bis heute noch nichts getan haben, das darauf schließen ließe, daß Sie ein vernünftiger Mensch sind. Sie sagen, daß Sie meiner Tochter das Leben retteten, als sie neulich bei einem Ausflug aus einem Kahn ins Meer fiel. Das ist zwar recht hübsch, hatte jedoch für Sie keinen praktischen Wert, denn, wie Sie sagen, haben Sie sich dabei ein paar neue Schuhe ruiniert. Dafür, daß Sie sich in meine Tochter verliebt haben, kann doch ich nicht damit gestraft werden, der Schwiegervater eines Menschen zu sein, der keine Spur von Verstand hat.

Ich sehe, daß Sie sich wieder im Lehnstuhl hin und her werfen, ich fordere Sie auf, Ruhe zu bewahren und meine Fragen zu beantworten.

Haben Sie schon einmal etwas angestellt?"

„Nein."

„Haben Sie Vermögen?"

„Nein."

„Halten Sie um die Hand meiner Tochter an?"

„Ja."

„Liebt meine Tochter Sie?"

„Ja."

„Nun, ich richte die letzte Frage an Sie? Wieviel Geld haben Sie bei sich?"

„Sechsundvierzig Dollar."

„Gut, ich habe über eine halbe Stunde lang mit Ihnen gesprochen. Sie haben mich in Geldangelegenheiten um Rat gefragt. Ich bekomme dreißig Dollar von Ihnen. Einen Dollar für die Minute."

„Erlauben Sie, Herr Williams", protestierte der junge Mann.

„Kein erlauben Sie", sagte Herr Williams lächelnd, während er auf die Uhr blickte, „ich bekomme einunddreißig Dollar, es ist wieder eine Minute verstrichen."

Als der überraschte Chawean das verlangte Geld auszahlte, sagte Herr Williams liebenswürdig: „Und jetzt gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen: Verlassen Sie mein Haus, sonst wäre ich gezwungen, Sie beseitigen zu lassen."

„Und Ihre Tochter?", fragte der junge Mann an der Tür.

„Meine Tochter gebe ich keinem Dummkopf", sagte Herr Williams ruhig. „Verlassen Sie mein Haus, sonst steht Ihnen das Vergnügen bevor, Ihre Zähne zu schlucken."

„Da hätte ich einen feinen Schwiegersohn", sagte Williams zu seiner Tochter, als Chawean gegangen war. „Dein Verehrer ist ein ungewöhnlich dummer Mensch, der niemals Vernunft annehmen wird."

„Dann hat er also nicht die geringste Hoffnung, mein Mann zu werden?", antwortete Fräulein Lotte.

„Unter diesen Umständen ist es unmöglich", sagte Williams, „solange er sich nicht mit irgendeiner klugen Tat ausweist, besteht nicht die geringste Hoffnung."

Und Herr Williams erzählte seiner Tochter von dem gelynchten Neger auf dem Grundstück seines Onkels, von der ganzen Unterredung zwischen ihm und Chawean, und fügte hinzu: „Ich habe ihm viel Lehrreiches gesagt."

Am folgenden Tage verreiste Williams, um eine neue Geschäftsverbindung anzuknüpfen. Als er eine Woche später zurückkehrte, fand er auf dem Schreibtisch folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen vielmals für den mir vor einer Woche erteilten Rat. Ihr Beispiel hat mich so begeistert, daß ich in Ihrer Abwesenheit mit Ihrer Tochter nach Kanada gereist bin, nachdem ich aus Ihrer Kasse alles Bargeld und sämtliche Wertpapiere mitgenommen habe. Ihr Chawean.

Und unten stand:

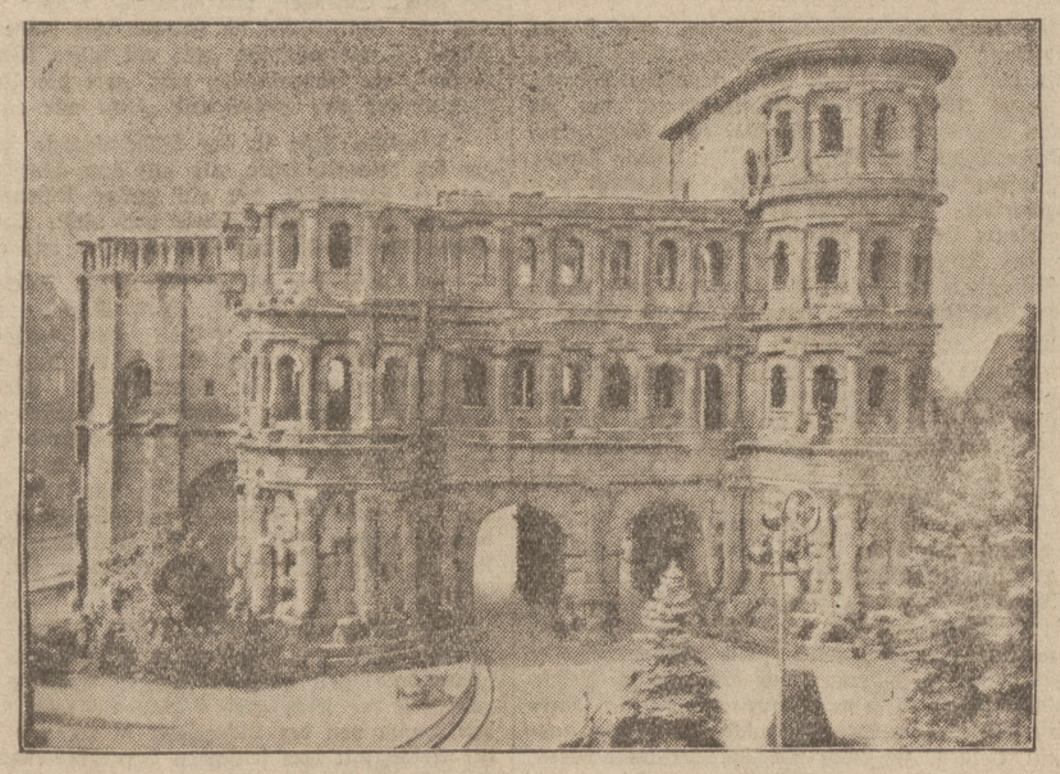
Teurer Vater!

Wir bitten um Deinen Segen und zeigen Dir gleichzeitig an, daß wir den Kassaschlüssel nicht finden konnten und die Kassa mit Nitroglyzerin sprengen mußten. Deine Lotte.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner.)

Woher kommt der Buttergeschmack?

Der ganz eigenartige und so angenehme Geschmack der Butter war bisher ein Geheimnis der Natur. Nunmehr aber scheint man, wie Dr. Schütt in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" mitteilt, den Träger des Butteraromas gefunden zu haben. Man stellte fest, daß Bakterienkulturen, die in Molkereien und Margarinenfabriken zur Erhöhung des Aromas verwendet werden, eine ganz bestimmte Alkoholart aufwiesen: diese zeigte sich auch reichlich in solchen Butterproben, die sich durch ein stärkeres Aroma auszeichneten. Man stellte nun diesen Alkohol künstlich her, aber da ergab sich merkwürdigerweise, daß er vollständig geruchlos war. Das Aroma mußte also von einem Begleitstoff des Alkohols herrühren, und als solcher wurde Diacetyl ermittelt, das durch Einwirkung von Sauerstoff aus dem Alkohol entsteht. Bei der Untersuchung von Butter in Mengen von 1—2 Pfund ergab sich, daß sie 1—2 Tausendstel Gramm des Stoffes enthielten: außerdem fand man immer größere Mengen des erwähnten Alkohols. Nun kennt man gewisse Bakterienarten, die im Gegensatz zu den verwandten Milchsäurebakterien, die nur säuernd wirken, Carbinol bilden: dieses geht dann durch Oxydation in Diacetyl über und ruft ein kräftiges Aroma hervor. Man kann jetzt diese Bakterien zu hochwertigen heranzüchten und dadurch der Butter einen noch kräftigeren Geschmack verleihen. Das reine Dyacetyl ist eine hellgrüne Flüssigkeit, deren Dämpfe überaus scharf und stehend riechen. Es zeigt sich also wieder einmal, wie man in der Parfümfabrik schon häufig beobachtet hat, daß ein an sich schlecht riechender Stoff in starker Verdünnung ein sehr angenehmes Aroma geben kann.



Trier geräumt

Das Wahrzeichen Triers: die altrömische Porta Nigra.

tungen im städtischen Schlachthof. In einer **geheimen Sitzung** erfolgt die Festsetzung der Bezüge einer Witwe, nach einem verstorbenen Beamten.

Das Standesamt zu den Pfingstfeiertagen. Wie uns mitgeteilt wird, bleibt das hiesige Standesamt am ersten Pfingstfeiertag geschlossen. Am Pfingstmontag werden Anmeldungen, wie an allen anderen Feiertagen, in der Zeit von 9 bis 10 Uhr vormittags angenommen. In Frage kommen hauptsächlich Sterbefälle, während Geburtsanmeldungen am nächstfolgenden Tage vorgenommen werden können.

Einlegung von Feierschichten. Anschließend an die Pfingstfeiertage legen verschiedene Betriebe der Königshütte und Werkstättenverwaltung, infolge Auftragsmangels oder zwecks Streckung der spärlich vorhandenen Aufträge, am Dienstag und Mittwoch nächster Woche Feierschichten ein.

Eine Diebesgesellschaft festgenommen. Den Nachforschungen der Königshütter Polizei gelang es, eine Diebesgesellschaft, und zwar einen gewissen Franz B., Paul W., Georg R. und Wilhelm Sch., alle aus Königshütte, wegen Verübung verschiedener Einbruchsdiebstähle zu verhaften. Unter anderen wird ihnen zur Last gelegt, am 25. Februar und 21. April in den Kiosk der Frau Mucha an der ulica Ligota Gornicza eingedrungen zu sein. Als Hehlerin wurde hierbei eine Frau Marie T. festgenommen und zur Anzeige gebracht.

Siemianowitz

Die Hüttenarbeiter demonstrieren.

Am gestrigen Freitag veranstaltete die Belegschaft der Laurahütte im Generlichschen Saale am Vor- und Nachmittag eine Belegschaftsversammlung, um zu den Entlassungen, welche noch vorgenommen werden sollen, Stellung zu nehmen. Es wurde der Antrag eingebracht, die Kurzarbeiterunterstützung pro April, welche bis heute noch nicht gezahlt worden ist, vorschußweise nachzufordern. Ferner sind die aus dem Gasrohrwerk beurlaubten und dann entlassenen Arbeiter mit der Forderung herangetreten, daß ihnen nicht die gesetzlich zustehende Kündigungsfrist von 14 Tagen zugebilligt wurde. Hier soll eine Entscheidung bei der Arbeitsinspektion eingeholt werden.

Nach der Versammlung begaben sich die Versammelten im geschlossenen Zug zur Hüttendirektion, um einen Pfingstfeiertagsvorschuß zu erwirken. Die anwesende Polizei wurde noch, als die Demonstranten abmarschierten, durch weitere Funktionäre verstärkt, was unnütz war, da die Demonstration ohne Zwischenfälle verlief.

Apothekendienst. Tag- und Nachtdienst am ersten Pfingstfeiertag hat die Berg- und Hüttenapotheke; am Pfingstmontag die Barbaraapotheke, desgleichen den Wochennachtdienst in kommender Woche.

Betriebsratswahlen. Am 12., 13. und 14. Juni finden auf Fizinusschacht in Siemianowitz die diesjährigen Betriebsratswahlen statt.

Ebbe in der Gemeindekasse. Am heutigen Sonnabend sind die Arbeitslosen nicht in den Genuß der Pfingstbeihilfe gelangt, da angeblich kein Geld vorhanden ist und der Steuerausfall in den letzten Krisenmonaten fast 60 000 Zl. monatlich erreichte. Auch mit den Pflasterungsarbeiten geht es aus demselben Grunde immer langsamer vorwärts.

Den Vater mit der Axt angefallen. Der streitsüchtige L. bekam mit seinem Vater Krach, wobei der ungeratene Sohn den Vater mit einer Axt vor den Kopf schlug. Es gelang dem Verletzten jedoch, den Sohn der Polizei zuzustellen, welche eine Verhaftung zum persönlichen Schutz des immer noch bedrohten Vaters vornahm.

Folgen der wilden Fahrerei. Gestern, nachmittags gegen 5 Uhr, fuhren drei Radfahrer in äußerst wildem Tempo vom Bienhofpark nach Siemianowitz zu. Plötzlich verlor einer von ihnen infolge Leichtsinnigkeit die Führung des Rades und sauste in einen Baum hinein. Während der Radfahrer auf Saltoart recht unbehaglich auf der Erde landete, wurde aus dem Fahrrad eine „goldene 8“.

Michalkowitz. (Ueberfallen und verprügelt.) Von zwei Tätern wurde in der Nähe der Wasser-Schachtanlage „Szczesc Boze“ der Radfahrer Wilhelm Watzlawek aus Chorzow angehalten und verprügelt. Daraufhin raubten ihm die Täter das Herrenfahrrad, Marke „Gloria“, Nr. 726 871, mit welchem sie sich in der Richtung nach Brzeziny entfernten. Vor Ankauf des Rades wird polizeilicherseits gewarnt. X.

Myslowitz

Die vergaste Promenade in Myslowitz. Ausgerechnet ist es wieder einmal die Eisenbahnverwaltung, der es nicht im Traume einfällt, einmal wenigstens bei einer der vielen Gasunterrichtsstunden, denen die Eisenbahnbeamten ausgesetzt sind, den Unterricht an der Promenade in Myslowitz abzuhalten. Aber bitte ohne Gasmasken. Da ist nämlich ein Kanalrohr, das schon seit Jahren die gefährlichsten und anrüchigsten Sachen in die Sommerluft hinausatmet, das zufälligerweise der Eisenbahnverwaltung gehört und von dieser betraut werden müßte. Den Spaziergängern, die diese vergaste Stelle passieren, dreht der ominöse Gestank aus der Gasröhre, mit dem man eine ganze Division kampfunfähig machen könnte, die Lungen um. Es ist unmöglich dort vorbeizugehen, ohne sein Tüchelchen als Schutz vor dem Gasangriff aus dieser Stinkröhre, die der Eisenbahnverwaltung sehr wenig Ehre macht, vor die Nase zu halten. So etwas heißt dann: Hygiene.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Errichtung von Zahlstellen. In Ruda und Friedenshütte wurden für die Mitglieder der Kreiskrankenkasse Zahlstellen errichtet, der Zahlstelle Ruda wurde die Gemeinde Orzegow angegliedert, während die Zahlstellen Lipine und Scharley in ihrem alten Geschäftsbereich verblieben. Die Arbeitgeber sind verpflichtet, den bei ihnen beschäftigten Arbeitern Bescheinigungen zur kostenlosen Inanspruchnahme der ärztlichen Beratungsstellen auszustellen.

Bismarckhütte. Mit dem gestrigen Tage wurden die Gemeinden Bismarckhütte und Neuheiduk aus dem Bereich des Arbeitslosenamtes Schwientochlowitz herausgezogen und in ein selbständiges Arbeitslosenamt mit dem Sitz in Bismarckhütte vereint. Für die Zukunft finden alle Arbeitslosenkontrollen, Unterstützungsauszahlungen, Arbeitsvermittlungen und Anmeldungen zur Arbeitslosenfürsorge in dem neuen Arbeitslosenamt im Rathaus in Bismarckhütte statt.

Lipine. (Ausführung von Straßenarbeiten.) Nachdem nach Einsichtnahme der Offerten zu Ausführungen von Straßenarbeiten der Auftrag der „Kutzky“-Firma aus Königshütte erteilt wurde, soll in den nächsten Tagen mit der Granitpflasterung der Bahn-, Kirch-, Schul-, Josefs- und Barbarastraße begonnen werden, wodurch wieder einer Anzahl von Arbeitslosen Beschäftigung gegeben wird. Der Kostenaufwand für diese Straßeninvestionen beträgt 239 000 Zloty.

Antonienhütte. (Warnung für die Eltern.) Von einem Motorradfahrer wurde auf der ul. 3-go Maja der 5jährige Heinrich David angefahren und erheblich verletzt. Das verunglückte Kind wurde in das Spital in Friedenshütte überführt. Wie es heißt, soll das Kind die Schuld an dem Verkehrsunfall tragen. Die Eltern würden gut tun, künftighin auf ihre Kinder mehr zu achten, damit diese nicht ohne genügender Beaufsichtigung auf die Straße gehen. x.

Scharley. (Verringerung der Arbeitslosenzahl.) Infolge verschiedener zu verrichtender Arbeiten hat sich die Zahl der registrierten Arbeitslosen erheblich verringert, und zwar erhielten Beschäftigung beim Bau des Gymnasiums 95 Arbeitslose, bei den Asphaltierungsarbeiten der Chaussee nach Beuthen 70 und beim Bau der Spielschule 20 Beschäftigungslose.

Pleß und Umgebung

Bald fordert der Sensenmann sein Recht.

Alles ändert sich schnell im Frühling. Hat erst das Keimen u. Sprießen eingesetzt, so gibt es draußen ständig wechselnde Bilder. Anfangs war die Wüste braun. Die vorjährigen, vergilbten Halme gaben den Farbton. Dann kam junges Gras in Massen hervor und färbte alles saftig-grün. Bald aber wuchsen Blumen empor. Hier und dort setzten sie einen bunten Farbfleck in das Grün hinein. Im Mai schon gibt es des Gelben so viel, daß stellenweise der grüne Grund fast darunter verschwindet. Die Wiese ist leuchtend gelb geworden. Mit den kleinen Goldsternen fing es an. Auf dünnen Stielchen erheben sich ihre sechsstrahligen Sternblüten. Sie sind noch bescheiden; die Blütenblätter stehen schmal und scheinen dadurch nicht sehr weit. Früh stellen sich auch die Huflattichblüten ein. Gelbe Sonnen leuchten auf einmal hell und schön. Nur Schuppen stehen am Stengel, aber von grünen Blättern ist noch nichts zu spüren. So zieht der Huflattich mit seinen Blütenköpfchen schon den Blick auf sich. Bald darauf gibt es mancherorts gelbe Anemonen, die ihre Glöckchen läuten. Sie stehen oft dicht an dicht! Am Stengel die hochgestellten grünen Blätter, alle weit zerschlitzt, und an der Spitze die gelbe Blüte. Aber Anemonen sind giftig, und ihr Vorhandensein ist für eine Wiese nicht von Vorteil. Ueberall drängt sich der Löwenzahn dazwischen, ein Korbblütler mit großen, gelben Köpfchen, die an Leuchtkraft ihrer Farbe manche andere Blume übertreffen. Immer drehen sie sich der Sonne zu, immerfort stehen sie blühend da, vom Frühjahr bis in den späten Herbst. Kleiner sind die goldgelben Blüten der Hahnenfußarten. Ihre Form ist einfach und schlicht. Fünf Blütenblätter breiten sich zum Glöckchen und später zum flachen Blütenteller aus. Sie glänzen von dem zarten Wachsüberzuge. Oft stehen große Mengen blühender Hahnenfüße dicht nebeneinander. So wird aus ihren vielen Blüten ein einziges Gelb, das im Winde sich hin und her bewegt. Die größte Leuchtkraft jedoch besitzen die orangegelben Blüten der Sumpfdotterblume. Das Kraut ist um so kräftiger und größer, je feuchter der Standort ist. Ein Stand gelber Blüten wird oft richtig hochgehoben und fällt dann schon von weitem auf. Das Gelb glänzt wie das der verwandten Hahnenfüße. Es kommen noch Fingerkrautarten hinzu, mit zartgelber Färbung. Ihre Stengel kriechen zwischen den Gräsern und schieben die Ausläufer weiter und weiter. Zitronengelb ist das Habichtskraut, das in seinen Blüten denen des Huflattichs ähnelt. Es blüht aber erst, wenn jener schon Samen trägt. So kommt eine gelbe Blüte nach der andern. Ein paar Wochen lang drücken sie der Wiese den Stempel ihrer Farbe auf. Bis jetzt im Juni rote, rotbraune und weiße Blüten in solchen Massen erscheinen, daß die Wiese ganz bunt wird. Doch auch dies dauert wiederum nicht lange. Denn die Sense schneidet schnell alle Pracht der Wiesenblumen hinweg.

Dem Gerichte übergeben. Seitens der Polizei wurden ein gewisser Johann Palka und Stanislaus festgenommen und dem Gericht übergeben, da diese ein Vergehen begangen haben.

Lendzin. (Die Polizei auf der Fährte nach geheimen Schnapsbrennereien.) Da in der letzten Zeit die Zahl der geheimen Schnapsbrennereien stark zugenommen hat, wird jetzt seitens der Polizei mehr Interesse für diese gesundheitsschädigenden Unternehmen gezeigt, was sehr zu begrüßen ist. In den letzten Tagen wurden auch mehrere dieser Hausfabriken ermittelt, die hauptsächlich von Frauen geführt worden sind.

Tarnowitz und Umgebung

Naklo. (Und die Pferde wurden scheu.) Am Mittwoch, nachmittags gegen 4,15 Uhr, wurde das Fuhrwerk des Josef Gladys auf der Chaussee nach Schwarzhütte von einem Lastauto angefahren, wodurch die Pferde scheu wurden und durchgingen. Der Kutscher stürzte dabei vom Wagen und gelangte unter die Räder. Im schwerverletzten Zustande wurde dieser ins Ortsspital nach Tarnowitz geschafft.

Lublinitz und Umgebung

Kalety. (Wenn der Chauffeur zu schnell fährt.) Donnerstag nachmittags um 3 Uhr, fuhr der Autolenker Viktor Badura mit dem Personenauto Sl. 3022 die Radfahrerin Marie Blaszczyk aus Pniowy an. Die Angefahrene stürzte zu Boden und zog sich schwere Verletzungen am ganzen Körper zu. Der Chauffeur, der die Schuld an diesem Unglück trägt, schaffte die Schwerverletzte nach dem Tarnowitzer Kreislazarett.

Rybnik und Umgebung

Rydultau. (Unglücksfall.) Der von der Arbeit zurückkehrende Arbeiter Wilhelm Adamczyk stolperte auf einem Feldwege und fiel dabei so unglücklich hin, daß er sich einen komplizierten Beinbruch zuzog. Der Verunglückte wurde in das Knappschaftslazarett geschafft.

Loslau. (Ins Gerichtsgefängnis eingeliefert.) In das hiesige Gerichtsgefängnis wurde der 32jährige Stanislaus Badura aus Rydultau eingeliefert, welcher mit noch einem Komplizen dem Landwirt Alois Rolnik aus Mschanna zwei Kühe gestohlen hat.

Pfingstsport

Wie alljährlich, herrscht zu den Pfingstfeiertagen in allen Sportzweigen Hochbetrieb. Die größte Sensation für Oberschlesien ist wohl das am 1. Feiertag stattfindende Motorradrennen um den „Großen Preis von Polen“. Gleichfalls wird der Leichtathletikländerkampf zwischen Deutsch- und Polnisch-Oberschlesien am 2. Feiertag im Königshütter Stadion großes Interesse erwecken. Am 2. Feiertag finden die Fortsetzung der Spiele um die oberschlesische Fußballmeisterschaft statt. Als Feiertagsvorspeise ist den oberschlesischen Fußballanhängern am heutigen Sonnabend in dem Spiel Austria Wien — Amatorski Königshütte eine gute Delikatesse geboten.

Austria Wien — Amatorski Königshütte.

Heute, Sonnabend, nachmittags 5 Uhr steigt auf dem Amatorski-Platz das schon des öfteren erwähnte internationale Trefen zwischen den obigen Gegnern. Daß die Austria zu den europäischen Spitzenmannschaften gehört und einen Klassefußball zeigen wird, steht unumwunden fest. Amatorski hat schon seit jeher großen kontinentalen Gegnern eine harte Nuß zu knacken gegeben und wird auch der Austria den Sieg nicht leicht machen und den oberschlesischen Fußball mit Ehren vertreten.

1. Feiertag.

Das große Motorradrennen in Gieschewald.

Im vergangenen Jahre erweckte das Motorradrennen um den „Grand Prix“ das größte Interesse unter dem oberschlesischen Publikum, in diesem Jahre wird es eine Sensation. Hunderttausende werden am ersten Feiertag nach Gieschewald hinauspilgern, um Zeuge eines gigantischen Kampfes zwischen den besten Motorradfahrern Europas zu sein. Das Rennen findet auf derselben Strecke wie im vergangenen Jahre statt, und zwar die Chaussee Gieschewald — Ems — Wessola — Birkental — Gieschewald. Start und Ziel ist am Wasserturm in Gieschewald. Beginn ½ 2 Uhr nachmittags. Autobusverkehr von Kattowitz alle 5 Minuten.

Ruch Bismarckhütte — L. K. S. Lodz.

Im fälligen Landesligaspiel begegnen sich am ersten Feiertag, nachmittags 5 Uhr, obige Gegner auf dem 1. F. C.-Platz in Kattowitz. Dieses Spiel verspricht ein heißer Kampf um die Verbesserung in der Tabelle zu werden. Ruch befindet sich augenblicklich in Hochform und müßte das Spiel, zumal auf heimischen Boden spielend, gewinnen. Doch auch die Gäste sind Gegner von großem Format und verstehen zu kämpfen. Vorher steigen Spiele der unteren Mannschaften.

2. Feiertag.

Polnisch — gegen Deutsch-Oberschlesien.

Einen heißen Kampf werden sich die Vertreter in der Leichtathletik beider Oberschlesien am zweiten Feiertag im Königshütter Stadion, ab 3 Uhr nachmittags, liefern. Die ersten fünf Treffen konnten Deutsch-Oberschlesien für sich buchen, in den beiden letzten konnten unsere Vertreter als Sieger hervorgehen. In diesem Treffen wird Polnisch-Oberschlesien mit Macht versuchen, den Sieg an sich zu reißen, um den Wanderpokal endgültig zu erringen. Ob es ihnen nun gelingen wird, hängt von der Form, sowie dem Siegeswillen der Deutschoberschlesier ab.

Um die Oberschlesische Fußballmeisterschaft.

Sämtliche Spiele beginnen um 5 Uhr nachmittags und steigen auf dem Platz des erstgenannten Gegners. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften der genannten Gegner.

A-Klasse Gruppe 1.

1. F. C. Kattowitz — B. B. S. V. Bielitz.

Seit dem Naprzodspiel ist der Klub in seiner Form bedeutend zurückgegangen, was man aus den Spielen gegen Kolejowy und Pogon ersehen konnte. Gegen die Bielitzer heißt es jedoch kämpfen, um einen Sieg und die Punkte zu gewinnen. Technisch sind sich wohl beide Gegner gleichwertig, so daß nur der Kampfgeist den Sieg einer Mannschaft entscheiden wird. Um 3 Uhr spielt die B-Liga des 1. F. C. gegen die erste Mannschaft des K. S. Gieschewald.

Amatorski Königshütte — Pogon Kattowitz.

In diesem Spiel ist den Königshüttern der Sieg nicht zu nehmen und Pogon wird, ohne es zu wollen, die Punkte in Königshütte lassen müssen.

06 Zalenze — Slonsk Schwientochlowitz.

Hier stehen sich zwei gleichwertige Rivalen gegenüber, welche sich einen harten Kampf um die Punkte liefern werden, so daß es schwer ist, einen Sieger im Voraus zu bestimmen.

K. S. Domb — Kolejowy Kattowitz.

Schon seit jeher gelten die obigen Gegner als große Rivalen und ihre bisherigen Spiele standen immer im Zeichen eines harten Kampfes. Wer es diesmal schaffen wird, ist schwer festzustellen, da beide Mannschaften sich in einer gleichwertigen Form befinden.

Hakoah Bielitz — Naprzod Lipine.

Der Meister weilt beim Tabellenletzten zu Gast und wird sich wohl, wenn auch erst nach schwerem Kampf, die Punkte holen.

A-Klasse 2. Gruppe.

Diana Kattowitz — 06 Myslowitz.

Die Dianen sind nur noch der Schatten ihrer einstigen Größe und werden sich wohl der Spielstärke der guten 06er beugen müssen.

Orzel Josefsdorf — Iskra Laurahütte.

In diesem Spiel wird wohl Orzel, wenn auch erst nach heißen Ringen, die Oberhand über Iskra behalten.

K. S. Chorzow — Kresy Königshütte.

Dieses Treffen wird ein besonders harter Kampf werden, da beide Gegner seit jeher als verbissene Gegner gelten.

Polizei Kattowitz — 20 Bogutschütz.

Hier treffen zwei harte Gegner aufeinander und der Ausgang dieses Treffens ist ungewiß.

B-Liga.

06 II Myslowitz — 09 Myslowitz.

Als einziges Fußballspiel während den Feiertagen steigt das Treffen zwischen den beiden obengenannten Myslowitzer Ortsrivalen. Es ist mit einem Massenbesuch zu rechnen, denn alles wird auf den Ausgang dieses Spieles neugierig sein.

Rozdzin-Schoppinitz — Slovian Bogutschütz.
Naprzod Zalenze — Sportfreunde Königshütte.
Pogon Friedenshütte — Slavia Ruda.
Slonsk Laurahütte — Zgoda Bielschowitz.
22 Eichenau — W. K. S. Tarnowitz.
Slonsk Tarnowitz — Odra Scharley.
1. K. S. Tarnowitz — Amatorski II Königshütte.

Berliner Pfingstausflug jetzt und einst



Heute

steht der Berliner Pfingstausflug im Zeichen des Wassersportes und des Badelebens: die Havelseen sind mit Booten bedeckt, und an ihren Ufern lagern Hunderttausende, um Sonne, Wasser und — Kaffee mit Kuchen zu genießen.



Vor 20 Jahren

als noch die Buckower Kleinbahn mit höchst primitiven Wagen die Menschenmassen ins Freie beförderte, war man ernster gewandet: Vater und Mutter waren wohl „behütet“ und bis an den Hals verschnürt. Nur Kaffee und Kuchen standen ebenso hoch wie heute.

Auf Jaguarjagd nach Llaneroart

Das Auto rattert durch die Nacht. Wir fliegen über die Steppe hin. Zu unseren Seiten ein dunkles Nichts, tiefschwarz, undurchdringlich. Vor uns, vom Scheinwerferlicht erhellt, ein Stückchen Weg, Wagenspuren, fast überwuchert vom Steppengras.

Im Lichtkegel Insekten zu Tausenden und Abertausenden. Angelockt tanzen sie einen Augenblick lichttrunken auf und ab, und schon sind sie weit hinter uns.

Neue Insekten surren umher, bis auch sie wieder verschwunden sind, betäubt von den Strahlen.

Von Zeit zu Zeit ein großer dunkler Schatten, der vorbeihuscht: jagende Fledermäuse, blutsaugende Vampyre, ein verirrter Nachtvogel. Eulen schreien dazwischen, heiser, unheimlich.

Oft bremst der Wagen. Auf dem Wege schlafen Rinder und erheben sich nur langsam, unwillig über die ungewohnte nächtliche Störung. Was hat das Auto auf ihren Straßen zu suchen?

Wir sitzen verschlafen im Polster des Autos, neben uns die Mauserkarabiner. Ein klein wenig fröstelt man; das frühe Aufstehen ist doch nicht das richtige. Der Coronel, mein Begleiter, flucht gelegentlich leise vor sich hin.

Ein Gutsbesitzer hat uns zur Jaguarjagd eingeladen, noch vor Sonnenaufgang soll sie beginnen.

Endlich fahren wir vor der Estanzia vor. Es herrscht schon reges Leben, zwei Autos stehen bereit, Pferde werden gesattelt, Eßkörbe werden verstaut. Diener laufen umher, Hunde werden angekopppelt. Wir trinken noch schnell einige Tassen heißen Kaffee, und dann geht es los.

Wir sind vielleicht vierzig Mann, die meisten zu Pferde, Lanzen in der Hand. An der Seite hängt die Machete, das kräftige Buschmesser. Der Coronel und ich haben Gewehre, doch nur zu unserem persönlichen Schutz, denn es soll nach Llaneroart mit Lanze und Machete gejagt werden.

Der Morgen graut. Wir sind am Ziel.

Die Pferde werden zusammengestellt, man steigt aus den Wagen. Vor uns liegt eine Art Wäldchen aus dickem Gestrüpp, dickstem, baumlosen Unterholz. Hier soll das Lager des Jaguar sein, der sich des Nachts in immer frecherer Weise auf der Estanzia bemerkbar macht.

Das Wäldchen wird umstellt. Je zwei Mann tun sich zusammen, der eine hält die Lanze, während der andere die Machete zur Hand nimmt. Der Coronel gesellt sich zu mir, denn er ist verantwortlich, daß mir kein Unglück zustößt. Ich komme mir etwas bemuttert vor.

Die Hunde werden in das Gehölz gelassen. Mit wütendem Geheul stürzen sich die Steppenköter in das Dickicht.

Immer ferner tönt ihr Gebell.

Wir warten.

Mich packt das Jagdfieber, trotzdem ich heute nur als Zuschauer dabei bin. Da! . . . Das Bellen wird wieder lauter, geht in Klagen über. Der Coronel flüstert mir zu:

„Einen Hund hat es geschnappt!“

Lauter und deutlicher wird das Bellen, die Hunde nähern sich unserem Standort immer mehr.

Jetzt!

Am Rande des Gebüschs erscheint der Jaguar. Er stutzt . . . Die Hunde sind hinter ihm. Er blickt sich um . . . faucht . . . Die Hunde weichen einen Schritt zurück . . drängen wieder vor. Die große Katze kann nicht zurück und sieht vor sich die Männer.

Sie scheint zu überlegen, ab sie zwischen den Posten durchbrechen kann.

Da gehen zwei der Männer auf sie zu. Der Lanzenträger nähert sich dem Jaguar. Der Macheteträger folgt dicht hinter ihm. Das Tier ist zu einem Entschluß gekommen, schleicht den beiden entgegen.

Nur noch vier Meter trennen Mensch und Tier.

Der Jaguar steht still, duckt sich zum Sprung. Der Lanzenträger rührt sich kaum.

Und mit gewaltigem Satz springt das Tier ihn an. Doch er hat im Augenblick des Sprunges die Lanze in den Boden gestemmt und auf das Tier gerichtet.

Der Jaguar ist in die Lanze gesprungen. Sie geht ihm durchs Herz, dringt am Rücken hervor.

Noch einige Zuckungen, und das Tier ist tot.

Die Hunde bellen weiter, es ist noch ein zweiter Jaguar im Gebüsch. Er scheint seitlich von uns durchbrechen zu wollen . . . Der Coronel geht mit mir zu der Stelle, wo das Gebell am lautesten wird. Dort stellen wir uns auf.

Schon bricht der zweite Jaguar hervor, größer und schöner als der erste. Das Spiel scheint sich zu wiederholen.

Wieder gehen der Lanzenträger und der Mann mit der Machete auf das Tier zu. Es duckt sich wie das erste. Ich sehe, wie die Lanze in den Boden gestemmt wird, auf das Tier gerichtet. Der Jaguar springt zu!

Zersplitterndes Holz! Ein wahnsinniger Schrei!

Der Lanzenträger liegt am Boden, auf ihm der Jaguar. Der andere Llanero haut wie wild mit der Machete auf das Tier los. Das läßt ab von dem bewußlos gewordenen Opfer, stürzt sich auf den neuen Feind, springt ihn an, faucht wütend.

Es hat ihn niedergerissen, er scheint verloren.

Im gleichen Augenblick kracht ein Schuß. Durch den Kopf getroffen bricht die Bestie zusammen, begräbt den Mann unter sich.

Der Coronel hat geschossen, ein fabelhafter Schuß war es in diesem Handgemenge zwischen Tier und Mensch.

Die beiden Jäger sind schwer verwundet, werden verbunden und in ein Auto gesetzt. Die Jagd ist aus.

Wenn sie davonkommen, was ich bestimmt glaube, werden sie an der nächsten Jaguarjagd doch wieder teilnehmen.

Diese Menschen, groß geworden im täglichen Kampf mit der Natur, sind nicht unterzukriegen.

SCHACH-ECKE

Geleitet von Schachmeister **Karl Helling.**

Lösung der Aufgabe Nr. 8.

S. Loyd. Matt in drei Zügen. Weiß: Ke2, Dd7, Be7 (3). Schwarz: Kf7 (1).

1. Dd7—d6 Kf7—e8 (Auf andere Züge folgt e8D nebst Dd6—g6 matt) 2. Dd6—e5 Ke8—d7 (f7) 3. e7—e8D matt.

Partie Nr. 9. — Damengambit.

Die folgende Partie wurde im März 1930 im Moskauer Meisterturnier gespielt.

Weiß: **Rabinowitsch.** Schwarz: **Blumenfeld.**

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 c7—c6
3. e2—e3 Sg8—f6 4. Sb1—c3 Sb8—d7

Dieser zurückhaltende Zug gibt dem Weißen Gelegenheit, eine günstige Vereinfachung herbeizuführen.

5. c4×d5 c6×d5 6. Sg1—f3 e7—e6

Jetzt zeigt sich, daß der Schwarze Springer b8 besser nicht so zeitig gezogen hätte. Auf c6 stünde er viel besser als auf d7.

7. Lf1—d3 Lf8—d6 8. Lc1—d2 e6—e5

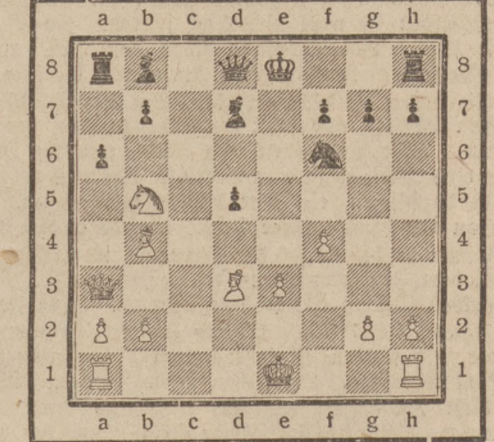
Ein unberechtigter Versuch, die Initiative zu ergreifen! Der Vorstoß ist verfehlt und wird von Weiß widerlegt.

9. Sc3—b5 Ld6—b8 10. d4×e5 Sd7×e5
11. Sf3×e5 Lb8×e5 12. Ld2—b4! a7—a6

Die schwarze Rochade ist verhindert. Um sie zu ermöglichen, soll der Springer erst von b5 verjagt und dann mit Ld6 die Diagonale b4—f8 gesperrt werden. Aber Weiß verhindert das auf feine Art.

13. f2—f4 Le5—b8 14. Dd1—a4! Lc8—d7
15. Da4—a3 . . . .

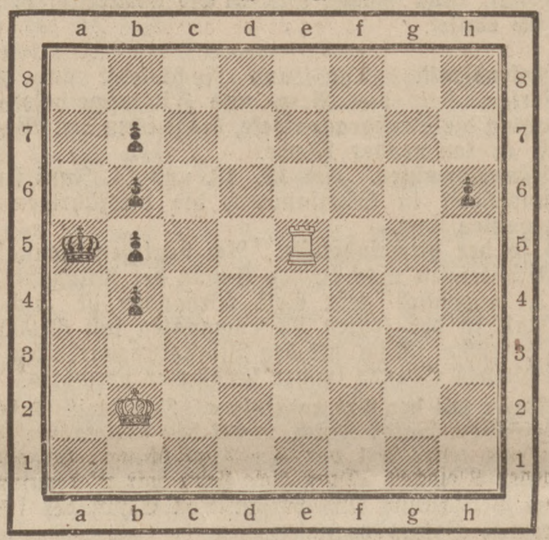
Der schwarze König ist jetzt endgültig in der Mitte festgehalten. Die Stellung ist unhaltbar und die folgenden gewaltsamen Angriffsversuche des Schwarzen beschleunigen lediglich die Katastrophe.



15. . . . . . Sf6—g4 16. 0—0 Dd8—h4
17. h2—h3 Sg4×e3 18. Tf1—f3 Se3—c2
19. Ld3×c2 Ld7×b5 20. Tf3—e3+ Ke8—d7
21. Lc2—f5+ Kd7—c6 22. Lb4—e7!

Schwarz gibt auf, denn Damenverlust und baldiges Matt sind nicht mehr zu verhindern.

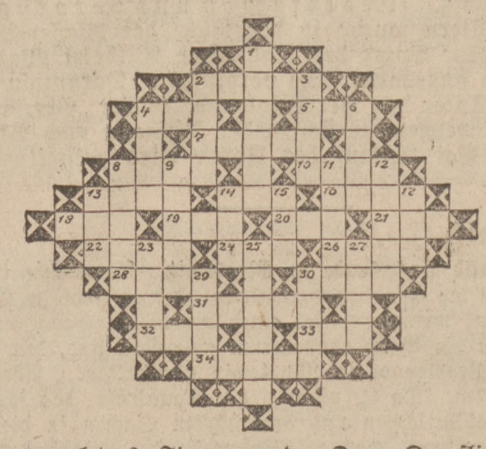
Aufgabe Nr. 9— W. Pauly.
Wiener Schachzeitung, April 1930.



Weiß zieht und setzt in 6 Zügen matt.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 2. Figur aus der Oper „Der fliegende Holländer“, 4. männlicher Vorname, 5. Tonart, 7. Fluß in Frankreich, 8. banktechnische Bezeichnung, 10. Figur aus „Rheingold“, 13. bekannte Filmschauspielerin, 14. Wild, 16. Nahrungsmittel, 18. Kirche, 19. Gegenteil von alt, 20. nordische Gottheit, 21. Kopfbedeckung, 22. Festraum, 24. Monat, 26. Admiral aus dem Weltkriege, 28. deutscher Schriftsteller, 30. Schreibart, 31. musikalische Bezeichnung, 32. römische Begrüßungsformel, 33. biblische Frauengestalt, 34. biblische Frauengestalt.

Senkrecht: 1. Oper von Lortzing, 2. Salzwasser, 3. Geburtsvorrecht, 4. Shakespearesche Dramengestalt, 6. Wut, 8. Wüstenwind, 9. Flammenzeichen, 11. Figur aus der griechischen Sage, 12. deutsches Gebirge, 13. ausgestorbener Vogel, 14. Getränk, 15. Fisch, 17. stehendes Gewässer, 23. Figur aus „Cavalleria rusticana“, 25. Figur aus dem „Freischütz“, 27. Stadt in Italien, 29. Musikwerk, 30. kaufmännische Bezeichnung.

Auflösung des Kreuzworträtsels



Des Paschas leeres Haus

Groß ist es, und kalt und gewaltig, dieses Haus des Paschas. Es gab vielen Künstlern Arbeit und Brot. Das Haus ist eigentlich kein Zeugnis eines Prunkwillens, es ist nur die ortsübliche Kapitalsanlage für den vornehmen und frommen Moslem. Er ist reich, jedoch haßt er die bankmäßig betriebenen Geldgeschäfte, weil Zins nehmen etwas Unanständiges ist. Kein wahrer Moslem nimmt Zins, das tun die Ungläubigen. Und jeder echte Moslem sieht daher bedauernswert verständnislos zu, wie die Ungläubigen, die klugen Kapitalisten, durch ihr ausgeklügeltes, fein überlegtes, rücksichtslos angewandtes Wirtschaftssystem Herrscher in seinem Lande werden.

Der Pascha lebt, ein einsamer Mann, allein in diesem großen Hause. Er hat eine zahlreiche Dienerschaft, obwohl er selbst so gut wie gar keine Ansprüche stellt. Und wie ich als dummer Europäer frage: „Wozu denn dieser unnütze Aufwand?", da ist der alte Mann baß erstaunt über mein unsoziales Empfinden, ringt mit seiner Verwunderung und stellt erst nach ein paar Minuten die Gegenfrage: „Wo sollen die Diener denn hin?" „Die Zeiten sind schlecht." „Die Diener haben sich nichts zuschulden komen lassen, sie müssen doch bei mir bleiben, ich habe für uns alle zu essen." Die Diener sind auf mich aufmerksam geworden, sie sprechen untereinander, die Kehllaute klingen besonders rauh, und die Worte sind hart, weil sie sich über mich ärgern. Sind etliche der Diener doch dreißig Jahre und noch mehr in der Familie des Paschas. Nun traut ein Europäer ihnen zu, daß sie sich von ihrem Herrn trennen könnten. Allah hat sie an ihren Platz gestellt, und sie werden ihn ausfüllen. Von einem Selbstbestimmungsrecht des Menschen wissen sie nichts.

Rührend gewissenhaft beschäftigen sie sich mit tausend Kleinigkeiten. Sie überwachen das Wachstum von aus Europa eingeführten Gurken, betreuen Gartensträucher, aus denen die Sonnenglut jedes Grün zog, so daß sie jetzt blau erscheinen, und pflegen Goldfische, weil der Pascha mal gelegentlich durch den Garten schleudert und sich über alle diese Dinge freut. Jenseits der Mauer, draußen in der Stadt, da kämpft die neue Zeit. Doch die Diener verspüren nichts von dem Ringen um Probleme, und der Pascha löst nach Mohammeds Rezept die soziale Frage, indem er als Reicher den Zehnten seiner Habe freiwillig als Steuer gibt.

Der Pascha führt mich durch sein Haus und öffnet Türen zu Zimmern, die für ihn keine Gebrauchszimmer mehr sind, da sie zu Behältern von Erinnerungen wurden. Da ist das Zimmer seiner Mutter. Mit Ehrfurcht nennt er ihren Namen. Das Zimmer ist von kalter Pracht, aber es paßt zu dem Zimmer einer Mutter. Hier wagte der Pascha nie zu rauchen, hier wagte der Pascha, selbst als er bereits ein Mann in Amt und Würden war, sich nie unaufgefordert zu setzen, hier war er stets das kleine Kind. Er durfte nicht „du" zu seiner Mutter sagen, er sagte „Sie" und „meine Dame", und die Ehrfurcht stand bei ihm stets vor der Liebe. Die Mutter war eine Frau, nie sprach er zu ihr von seinem Beruf und der Welt da draußen. Die Mutter war eine Frau, er zog sich sorgfältig an, bevor er zu ihr ging, er brachte ihr die schönsten Geschenke mit. Die Mutter war die Frau seines Vaters, als erwachsener Sohn küßte er nur ihre Hand, und die auch nur ganz scheu und zurückhaltend.

Und die Mutter suchte ihm die Frau aus, die er erst nach der Eheschließung sehen durfte. Das Zimmer dieser Frau ist mit Kindererinnerungen gefüllt, mit zerbissenem Spielzeug und vertragenen Kleidchen. Denn diese Frau war wieder nur Mutter. Nichts wußte sie von dem Leben ihres Mannes. Er war der Vater ihrer Kinder, und sie war ihm dankbar für die beiden Söhne. Sie erkrankte lebensgefährlich in jungen Jahren, und das Abschiednehmen fiel ihr schwer, bis sie ihren jüngsten Sohn, der noch ein Säugling war, in den empfangsbereiten Armen der zweiten Frau ihres Mannes wußte. Als sie dann die glücklichen Augen der blutjungen Frau auf dem hilflosen Kinde ruhen sah, starb sie sanft.

Die zweite Frau erzog die beiden Kinder der Verstorbenen mit dem eigenen Sohne. Es waren Kinder! Es gab für die Frau keinen Unterschied zwischen ihrem Kinde und den anderen Kindern. Die Frau war Mutter, und das Wort Stiefmutter hatte ihre Sprache nicht. Dieses Wort wäre ja auch überflüssig, weil gar kein Unterschied zu bezeichnen ist. Das Zimmer der zweiten Frau ist heiter, und eine Photographie der einstigen Bewohnerin steht auf dem kleinen, aus Frankreich eingeführten Schreibtisch. Sie zeigt ein entzückendes, zartes Wesen, in weiter Pluderhose, eine Rose in der Hand. „Meine Kinder hatten eine französische Erzieherin", sagt der Pascha. „Sie photographierte meine Frau", setzt er wie entschuldigend hinzu. Dann dreht er das Bild um und legte es auf den Schreibtisch, leicht ängstlich, als ob meine Betrachtung des Bildes den Willen der Verstorbenen verletzen könnte, die sich doch nur für ihren Mann photographieren ließ. Familienbilder an den Wänden, die liebt der Pascha, als echter Orientale, nicht. Die Familie ist etwas Heiliges, sie geht keinen Fremden etwas an, und man darf sie auch keinem Fremden aufdrängen. Man ist doch kein Europäer, der sich und die Seinen zur Schau stellt!

Dann kommen wir in das Zimmer von Ali, dem ältesten Sohn. Ein paar zerfetzte Fahnen, ein paar Waffen sind das Wesentlichste an ihm. Ali fiel in irgendeiner Schlacht. Der Vater erzählt es ruhig, mit Stolz in der Stimme. Der Ausbau des Staates durch den Krieg ist für ihn die gottgegebene Weisung. Der Pascha fragt nicht warum? Er denkt nicht darüber nach, daß Krieg nur Morden und Gemordetwerden ist. Er klagt nicht um den frühen Tod seines Sohnes, für ihn ist er weiter nichts als die beneidenswerte Vollendung eines wohlgefälligen Lebens.

Osman war der zweite Sohn, sein Zimmer mutet etwas europäisch an. Dort steht eine silberne Schale, da ein silbernes Pferd; es sind Ehrenpreise, die er einst als siegreicher Reiter in europäischen Hauptstädten gewann. Ich sehe auch vergilbte Schleifen von Siegeskränzen, und unter ihnen liegen zerfallene Blumen. Sie scheinen von Tafeldekorationen zu stammen. Alles sind Erinnerungen an selig, restlos ausgelebte Stunden. Osman stürzte einmal schlimm mit einem Pferde, das Pferd fiel auf ihn, er war sofort tot. „Fatum", sagte der Vater. Er klagt nicht um das jähe Ende dieses reichen Lebens. „Fatum", sagt er und begründet jedwede Einwendung trotzig mit dem Hinweis, daß kein Mensch seinem Schicksal entgehen kann. Und wenn sein Osman mit untergeschlagenen Beinen auf der Straße gesessen und Schuhe geflickt hätte, er würde von einem Pferd getötet worden sein, weil Allah es so wollte. Der Pascha läßt nicht die selbstgewählte Gefahrenquelle gelten. Nein, und wenn sein Osman den weißen Turban des Gelehrten getragen und Kinder unterrichtet hätte, ein Pferd hätte ihn getötet, weil es sein Fatum, sein vorbestimmtes Schicksal war.

Dann kommen wir an das Zimmer von Etrogul. Von ihm erzählte man mir schon in der Stadt. Etrogul hörte nämlich den Ruf der neuen Zeit. Mit der hingebenden Begeisterung seiner Jugend stand er zu ihr. Er achtete den Vater, er achtete die Ueberlieferung, aber die Ueberlieferung wies ihm keinen Weg. Er fragte den Vater um Rat, der verwies ihn auf den Koran und die Propheten. Die jedoch trieben Etrogul nur in einen Zwiespalt hinein. Dann kam das Schlimmste für ihn, man trieb Wucher mit der Begeisterung der Idealisten, man verfälschte das Gesicht der neuen Zeit. Kleinlicher persönlicher Hader verwischte Ideen, Habgier beutete aus und schmutzige Geschäftemacher schwangen sich auf zu Führern. In den Mauern des großen Hauses war es kalt für Etrogul, er wollte nicht ersticken im Moder und Dumpfsein, und draußen das Leben war häßlich und gemein. Und das Volk mit seiner nicht zu berechnenen Kraft zum Guten, das lernte Etrogul nicht kennen, das war noch erstarrt in der eigenen großen Leidensfähigkeit. Etrogul war kein Träumer, aber er konnte kein Erwecker sein und wollte kein Verführer werden; darum suchte er als Ausweg den freiwilligen Tod. Der Pascha öffnet das Zimmer von Etrogul nicht; denn in ihm steht die Reihe von Etroguls versäumten Tagen, in ihm leben die zerbrochenen Wünsche und Hoffnungen eines Vaters.

Nun weiß ich, warum der Pascha so unermüdlich arbeitet, warum er armen Leuten Briefe schreibt und ihre Rechtsstreitigkeiten ordnet. Er muß arbeiten, weil die seelische Belastung ihn sonst zerbricht. Nun weiß ich, warum er so viele junge Männer an sich zieht, um sie bald darauf wieder, reich beschenkt, zu entlassen, bei der sich stets gleich bleibenden freundlichen Erklärung, durch sein eigenes Verschulden mit ihnen nicht arbeiten zu können. Er sieht in jedem Gesicht Etrogul. Er hört in jeder Stimme Etrogul. Der Selbstmord ist eine Todsünde für den Moslem, der Selbstmörder ist ein Deserteur vor dem Fatum.

Die Sonne sinkt, der Pascha steht gen Osten und öffnet seine Hände wie zum Gebet; aber für die Seele des Feiglings Etrogul kann er nicht beten.

Der Pascha gibt mir die Hand, ich gehe. Ich weiß, dieser Mann ist ganz Gefühl, er ist ein Ueberbleibsel des alten Orients; der aus sich heraus nichts tun will und auch nichts tun kann für die neue Zeit. Ehrlich bedaure ich diesen Mann, bei dem das Gefühl den reichen Verstand überwuchert und der sein Leben als überschwere Bürde trägt, weil er seinen Etrogul, seinen Jüngsten, liebt in einem unauslöschlichem Haß, der den Toten über sein längst schon zerfallenes Grab verfolgt.

Boston

Roman von Upton Sinclair

36)

Vom Höhepunkt der Brautwerbung erzählte sie: „Oh, liebstes Großmuttchen, der Bursche ist ja ganz hohl! Roger und ich, wir haben uns miteinander ausgesprochen, es gab fürchterlichen Streit, und alles ist zu Ende, — niemals werde ich Lowell heißen. Ich sagte ihm, ich sei zu der Einsicht gelangt, daß die Ehe für die Frau eine Art Sklaverei bedeute; er sagte darauf, er wisse, was ich meinte: das Wort „Gehorsam" in der Trauformel. Aber es gebe Geistliche, die auf ausdrückliches Verlangen dieses Wort wegließen. Ich sagte, es handle sich nicht nur darum, es sei die Vorstellung, daß eine Frau auf ihr Selbstbestimmungsrecht verzichten müsse; jede Frau, sagte ich, müsse die letzte Entscheidung über die Kinder haben, die sie zur Welt bringt; sie solle frei sein —, besonders wenn sie, wie ich, die Absicht habe, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Da war er sehr verdutzt und fragte mich, was wir meiner Meinung nach tun sollten, und ich sagte, daß ich an eine freie Vereinigung glaube, mit dem gegenseitigen Gelöbnis, uns selber treu zu bleiben und einander, so gut es eben gehe, zu lieben, aber nicht zusammen zu bleiben, wenn uns das nicht mehr möglich sei. Und Roger sagte: „Sie meinen — Sie meinen, Sie würden nicht wirklich heiraten?" und er wurde rot bis über die Ohren, und ich sagte: „Sie verstehen meine Gedanken nicht." Er konnte nicht weiter darüber sprechen; — er sagte: „Betty Alvin, wenn ich Ihnen einen derartigen Antrag gemacht hätte, so wäre das eine tödliche Beleidigung gewesen," und ich sagte: „Vielleicht, aber ich mache ihn Ihnen, und das ist etwas anderes." Er wollte wissen, woher ich meine ungeheuerlichen Ideen habe, aber als ich versuchte, es ihm mitzuteilen, wollte er es in Wirklichkeit gar nicht wissen und weigerte sich, das Buch anzusehen. Er versuchte, mir verschiedenes über meine Seele zu erzählen, und ich lachte ihn aus: wir sind also jetzt furchtbar höflich miteinander, wenn jemand dabei ist, denn wir wünschen natürlich keinen Skandal in der Kolonie. Wenn ich nur bald nach Hause käme, ich werde jetzt so einsam sein.

9.

Die „Gruppe Autonomo di Plymouth" veranstaltete in diesem Herbst ein „Picknick", und aus allen benachbarten Städten kamen Scharen von Italienern mit der Eisenbahn, im Omnibus und im Mietsauto. Dann wurde angekündigt, daß der „Circolo Drammatico Mario Papisardi" ein Stück aufführen werde in Stoughton, einer „Schuhstadt", die einige dreißig Meilen entfernt lag. Sie hatten eine recht gute Theaterorganisation, und Barto ließ seine Arbeit drei Tage lang liegen, um herumzureisen und Billetts zu verkaufen. Krankheit hielt die Familie Brini davon ab, sich anzuschließen, aber Nachbarn, die Angelottis, luden Cornelia ein. Ein junger anarchistischer Genosse holte sie in seinem Wagen ab; er hieß Mike Boda und war von Beruf Makkaroniverkäufer; Tag für Tag raste er in seinem kleinen Overland-Wagen durch das Land und kam in jedes Haus, in welchem Italiener wohnten. Er war ein schmächtiger kleiner Kerl, etwa einen Meter sechzig groß, und es war ganz gut, daß er nicht schwerer war, denn wenn man auf dem Vordersitz Barto und einen Jungen auf seinem Schoß hatte, Mr. und Mrs. Angelotti und Cornelia auf den Rücksitzen, noch einen Jungen auf des Vaters Schoß und einen zweiten auf dem der Mutter, so war das Gewicht, das die Federn eines billigen Automobils tragen konnten, annähernd erreicht. Aber die Straßen waren gut, man sang während der Fahrt, und es war eine fröhliche kleine Gesellschaft, die in die Schuhstadt einzog. Die Kinder waren natürlich schon im Kino gewesen, sie hatten auch schon in der Schule ein Theaterstück gesehen, aber dies war ihr erstes Schauspiel für Erwachsene, und sie konnten sich vor Aufregung gar nicht fassen. Sie fuhren zu einem Genossen, den Vanzetti kürzlich bei einer Zusammenkunft in Ost-Boston kennengelernt hatte. Er hieß Nicola Sacco und lebte in einem netten Häuschen, das früher seinem Chef gehört hatte. „Großartige Junge, Nick," erklärte Barto, „er arbeiten in Schuhfabrik, is' Vorarbeiter, serr geschickte Arbeiter, er verdienen so vill, fünfsig, sekssig Dollar die Woke — der Junge — feine Junge, 'at schöne Frau, werden sehn."

Ihr Gastgeber lief zum Gartentor, um sie zu begrüßen; er war ein fünfundzwanzigjähriger Bursche mit klaren, regelmäßigen Zügen, schwarzem Haar und schwarzen Augen; überaus beweglich, wie eine Katze, mit einem Körper wie aus Stahlfedern. Er stammte aus Süditalien, seine Frau Rosina aus dem Norden; sie war jung und zart, hatte goldbraunes Haar und ein lebhaftes Gesicht voll Sonnenschein und Sommersprossen. Sie hatten einen kleinen Jungen von ungefähr drei Jahren. „'allo, Dante!" rief Barto. „Einmal wir werden 'aben eine neue Dikter!" Aber der neue Dichter versteckte sich schüchtern hinter Mutters Rücken.

Nick und Rosina mußten abends in dem Stück mitwirken, infolgedessen wollten die Gäste nicht eintreten und sie stören. Die Ausflügler hatten ihr Abendbrot in einer Schachtel mitgenommen und gedachten, auf der Wiese vor dem Hause Saccos ein Picknick abzuhalten. Aber nichts konnte den Hausherrn davon abhalten, ihnen seinen Garten zu zeigen; nach seiner Familie war das der größte Stolz seines Lebens, er arbeitete dort jeden Abend bis zum Einbruch der Dunkelheit. Er führte sie an Tomatenpflanzungen vorbei, hob die Zweige hoch und zeigte ihnen darunter die großen roten Kugeln. Er sprach nur ein paar Worte englisch, aber Cornelia brauchte keinen Dolmetsch, denn sie hatte vierzig Jahre lang gesehen, wie ihr Mann den Gästen seine Blumen zeigte, und sie kannte jeden Ausdruck und jede Gebärde, die diese Zeremonie zu begleiten pflegen.

10.

Sie begaben sich in den Saal, in dem das Stück gespielt werden sollte, und trafen dort — so schien es ihnen wenigstens — alle Italiener Neu-Englands an. Nick und Rosina standen auf der Bühne, wie durch Zauberei in Bauern aus ihrer Heimat verwandelt. Cornelia hatte an jeder Seite eines der Angelotti-Kinder sitzen, sie hätten ihr ins Ohr flüstern sollen, was dort oben eigentlich vor sich gehe. Aber sie waren derart entrückt, daß sie vergaßen, daß es noch etwas anderes auf der Welt gab als die Personen des Stücks. Cornelia kannte indessen viele italienische Worte und alle möglichen italienischen Gebärden; und die Vorgänge waren so einfach und so voller Handlung, daß man sie leicht verstehen konnte.

Nick war ein Bauer, dem man den Sohn weggenommen und zum Kampf gegen die Araber in Tripolis gezwungen hatte. Der Vater blieb in schrecklicher Not zurück, — „Militarismus und Elend" war der Titel des Dramas. Seine Frau litt an einem Fieber, er selbst hatte kein Geld, und der grausame Gutsherr drohte, ihn hinauszuwerfen. Als Nick sich erbötig machte, für den Gutsherrn zu arbeiten, wurde seine Bitte abgelehnt, weil er als Anarchist die anderen Arbeiter aufhetzen würde. Ein braver Doktor besuchte seine Frau, und er und Nick führten eine Debatte, in deren Verlauf Nick mit wunderbarer Beredsamkeit sein Glaubensbekenntnis entwickelte. Seine Genossen brachten ihm Geld und warfen den Gutsbesitzer hinaus, wobei sie ihn „affamatore" und „assassino" nannten, — Ausbeuter und Mörder; dies machte auf den Arzt so großen Eindruck, daß er erklärte, er sei nun zum Anarchismus bekehrt worden. „Ich bin jetzt auch Genosse!", — und die anderen Genossen brachen in Hochrufe aus, und das Publikum folgte schnell ihrem Beispiel.

(Fortsetzung folgt.)

Blau wandert

Von Otto Ehrhart-Dachau.

Der Mond steht freundlich, rund und voll überm Moor. Ein großer Lampion. Ein einziges Leuchten.

Weich und lind weht der Maiwind vom Gebirge her. Tautropfen glänzen in Busch und Gras. Die große Gumpe im Reigelsreuther Moor liegt wie im Traume da.

Der alte Blau, der letzte Großkarpfen von der Stalten, liegt wach auf ihrem Grunde und sieht den schnellen Wassern zu, wie sie wirbeln und kreisen und hin- und widerwallen, ehe sie sich in den Strom hinausdrehen. Das ist das Bild seines Lebens. Tagelang kann der allmählich träg gewordene Fisch so liegen und den äsenden Barben zusehen oder den beiden alten Gumpenkrebsen, die sich um irgendeinen guten Bissen balgen. Plagt ihn der Hunger, dann wälzt er sich in den Tangwald hinaus, in dem er wie ein Eber zu wühlen beginnt. Ist er satt, geht er wieder heim. Legt sich wieder auf den gleichen Fleck, in die weiche, mulmige Vertiefung der Gumpe, in die man seinen Bauch drücken kann, die so behaglich ist. Ab und zu treibt die Strömung einen guten Happen vorbei, man nimmt ihn an, danke. Oder man verjagt die kleinen Leute, wenn sie gar zu lästig werden.

Heute ist wirklich eine ganz sonderbare Nacht. Blau ist so wach. Sein kleines, noch immer kluges Hirn registriert seltenes Behagen. Die Flossen regen sich so leicht. Alles ist so still, so freundlich und verlockend, wie seit langem nicht mehr. Er kommt sich so jung, so frisch und kräftig vor und er läßt sich langsam in die Höhe treiben.

Hoch im nassen Glänzen hängt er jetzt, mitten im flüssigen Licht. Sein breiter Rücken ragt wie eine kleine Insel aus dem Wasser heraus. Das tut wohl. Wenn der laue Nachtwind so in den Algengarten fährt.

Niemand wohl würde die kleine Insel da für ein Tier halten. Hier ist ein Bündel Gras, ein algenbewachsener Waser angetrieben, der sich sachte hebt und senkt, wie es den Wassern gefällt.

Diese Mainacht! Dieses wunderliche, geheimnisvoll-werbende Leuchten! Alles ist so frisch, so blank, und Blau kommt sich auf einmal nicht mehr hübsch genug vor. Er behagt ihm nicht mehr, daß ihm die Algenfäden fast über die Augen gewachsen sind. Man muß seinen Dachgarten schon wieder einmal reinigen. Also sinkt er wieder in die Tiefe und beginnt zwischen den versunkenen Wurzelstrünken hindurchzuschwimmen. Er will sich scheuern. Wenn sich auch das Wasser beschämend dreckig trübt — es tut so wohl! So wohl!

Was der Mond heute nur hat? Da droben steht er und zieht und zieht. Komm herauf, alter Bursche, zieh' aus!

Schlanke Nadeln und Pfeile huschen über die glatte Scheibe. Jungfische, die gegen die Strömung ziehen. Blau hält es nicht aus. Er muß wieder hinauf, in das Licht, in die Helle. Glücklich schiebt er seinen Buckel über das Wasser und duselt vor sich hin.

Wie fern sind doch die Jahre, wo er sich mit ein paar anderen kräftigen Männchen, hinter der vor Eier strotzenden Rognerin her, durch die Seichte schlug? Die laut plätschernden Liebes- und Laichnächte, wo sind sie geblieben? Was mag aus Graule geworden sein? Aus der prächtigen Rognerin mit dem prallen, aufreizend gefüllten Leib. Mit den talergroßen Spiegelschuppen auf dem hochzeitlichen Gewande. Alle Jahre hatte er sie wiedergefunden, alle Jahre war sie gleich begehrt gewesen. nur die Kräftigsten hatten ihr folgen dürfen, die Starken. Kerle, wie er einer war. Aber das ist ja schon viele Jahre her... Gibt es heute keine starken Weibchen mehr? Könnte jetzt nicht irgendwo eine Graule auf ihn warten?

Spätem, urgewaltigem Drange folgend stößt Blau gegen das Wehr vor. Aber die Fallen sind zu hoch, er kann sie nicht überschlagen. Er gibt bald auf und läßt sich den Fluß hinabtreiben. Schwerfällig trollt er dahin. Wälzt sich klatschend und fauchend über die seichten Rollen, drängt machtvoll durch die Tiefen. Blau wandert... Er hat auf einmal Sehnsucht nach anderen Karpfen bekommen. Vielleicht späte Liebestriebe. Wer weiß es?

Lange schwimmt Blau die Stalten hinab. Aber wo er auch hinkommt, ruft der Koloß nur Schrecken hervor. Starke Hechte trauen ihm nicht und fliehen vor ihm.

Endlich, am Ufer eines halb versandeten Altwassers hört er geselliges Schlagen und Treiben. Karpfen! Seine alten Antennen zucken, jugendliche Begeisterung durchpulst ihn. Weibachen! Brüder! Mit mächtigem Anlauf stößt der klobige Fisch vor und strandet — ach, warum ist er auch so breit und schwer — im Seichten.

Die Karpfen sind entsetzt auseinandergefahren. Während Blau sich klatschend und schlagend aus dem Schilfe müht, eimerweise Dreck und Wasser ans Ufer schleudert, sind sie längst entflohen.

Blau ist plötzlich wieder müde. Es gibt also keine großen Weibchen mehr. Keine starken Rognerinnen, die sich minnen ließen. Er hat wieder Sehnsucht nach seiner Gumpe, denn die Seichte ist ihm unbehaglich. Er möchte wieder den Fall der schweren Wasser hören, und den gewohnten Tiefendruck an seinen Flanken spüren. Der gute Mond war an allem schuld. Aber der ist nun fort, und im Osten beginnt es schon zu grauen. Es tagt. Fort! Heim!

Gewaltig drängt er zurück. Es ist ein weiter Weg, den er zurückzulegen hat, und mitten auf der Wanderung überfällt ihn das Licht.

So kommt es, daß die Addersloher Bauern, die an diesem Morgen wie gewohnt zum Grünfutterschneiden über die Staltenbrücke fahren, ein ganz seltenes Schauspiel haben. Sie bemerken ein seltsames Tier, einen gut halbmeterbreiten Körper, der sich durch die seichten Rollen pustend und blasend aufwärts bewegt. Wie es sich da unter ihnen durch die Brücke schlägt, dunkel, breit, moosig oder haarig, johlen sie und schreien sie voller Aufregung einander zu. Sie wissen nicht, was es ist. Und lange noch, wie Blau schon längst wieder im heimatlichen Urwasser verschwunden ist, stehen sie noch da und disputieren darüber, und keiner weiß eigentlich was es war.



Die erste Baggerung zum neuen Kanal Lüttich—Antwerpen

dessen Bau in außergewöhnlich feierlicher Form begonnen wurde. Der erste Bagger wurde durch König Albert von Belgien persönlich (links neben den Fahnen — mit Mütze) in Gang gesetzt. — Bei den vielen schönen Reden wurde allerdings verschwiegen, daß der Kanal auf Reparationskonto von deutschen Arbeitern und mit deutschem Material gebaut wird.

Versammlungskalender

Bezirksausflug des Maschinisten- und Heizerverbandes nach den Beskiden (Blatnia).

Der diesjährige Bezirksausflug des Verbandes findet am 19. Juni (Fronleichnam) statt. Die Autos fahren von Kattowitz Mühlstraße 10 um 4 Uhr früh ab und fahren über Bismarckhütte. Ab Goldstein 4,25 Uhr wo die Bismarckhütter einsteigen. Von Schwientochlowitz (Schweizer) ab 4,35 Uhr. Hier sammeln sich die Kollegen aus Königshütte, Lipine und Friedenshütte. Zielstation ist Jaworze (Ernsdorf), von wo ein bequemer und herrlicher Aufstieg zur Blatnia führt. Fahrpreis für Mitglieder und deren Frauen für die Hin- und Rückfahrt je 3 Zloty. Für Angehörige 3,50 Zloty.

Auf der Blatnia feiert die Kattowitzer Ortsgruppe ihr 25jähriges Stiftungsfest, verbunden mit Preisschießen, Sack- und Wettlaufen, sowie andere Spiel- und Sportkämpfe.

Teilnehmerkarten werden nur noch bis Mittwoch, den 11. Juni, ausgegeben.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 7. Juni 1930: Nachtfahrt an die Przemsa.
Sonntag, den 8. Juni 1930: Fahrt an die Przemsa.

Kattowitz. (Freidenker.) Am 8. Juni, nachmittags 3 Uhr, findet im Zentralhotel die fällige Mitgliederversammlung und eine Besprechung der Ortsgruppenvorstände statt. Jede Gruppe ist verpflichtet, wenigstens ein Mitglied des Vorstandes, das über den Stand der Bewegung, sowie die Kassenverhältnisse innerhalb der Ortsgruppe unterrichtet ist, zu dieser Besprechung zu delegieren.

Kattowitz. (Tour-Verein „Die Naturfreunde".) Die über die Pfingstfeiertage geplante Fahrt nach Czenstochau fällt aus. Dafür Tour nach „Ojcow". Abfahrt Sonnabend, den 7. Juni, nachm. 17,55 Uhr, III. Klasse, Sonntagsfahrkarte nach Zabierzow.

Schwientochlowitz. Parteiversammlung am 15. Juni, vormittags 9½ Uhr, im Lokale Frommer, ul. Dluga Nr. 55. Referent: Gen. Raiwa.

Königshütte. (Arbeiterwohlfahrt.) Am Freitag, den 13. Juni, abends 7½ Uhr, findet im Volkshaus, Büffettzimmer eine Frauenversammlung statt. Wichtige Tagesordnung. Referentin: Genossin Kowoll.

Königshütte. (Freie Turner.) Sonnabend, den 7. d. Mts., abends 5½ Uhr, Vorstandssitzung, wozu sämtliche Vorstandsmitglieder freundlichst eingeladen werden. Dieselbe findet im Volkshaus (Restaurant) statt.

Königshütte. („Volks-Chor Vorwärts".) Am Dienstag, den 10. Juni, Chor-Probe für den Volks-Chor.

Siemianowitz. (Freie Turner.) Am Sonnabend, den 7. Juni, abends 7 Uhr, Versammlung der Freien Turner im Lokal Kosdon. Besprechung über die Faustballwettspiele.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.